Christen *heute* 2023/6

Christen*heute*

DIE ALT-KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT IN DEUTSCHLAND + 67. JAHRGANG · JUNI 2023

Konflikt-*kultur*

3 Konflikt?
Warum nicht – aber bitte richtig!
von Paula Schomburg

4 Wozu streiten?
von Dieter Kostka

6 Alles Friede, Freude, Eierkuchen?
von Michael J. Müller

7 Hinweise zum Umgang mit Konflikten
von Clemens Grünebach

9 Konflikte lösen?
von Georg Spindler

12 Streitkultur in eigener Sache
Eine Kritik von Francine Schwertfeger

13 Mobbing
von Raimund Heidrich

14 Glauben im Krieg – Krieg um Glauben
von Christian Weber

24 Was unsere Gesellschaft zusammenhält
von Bruno Hessel

Bürgerkrieg hat Religionen verbunden

LAUT KARDINAL **DIEUDONNÉ NZAPALAINGA** hat der anhaltende Bürgerkrieg in der Zentralafrikanischen Republik die Religionen des Landes näher zueinander gebracht: „Letztendlich hat diese Krise, so schrecklich sie ist, eine positive Wirkung auf die Einheit unter uns gehabt“, sagte er. In seinem Erzbistum Bangui gebe es „wunderbare Bewegungen der Brüderlichkeit“: Junge Christen und Muslime würden sich gegenseitig beim Wiederaufbau zerstörter Gotteshäuser helfen. Bei dem seit 2013 andauernden Krieg handle es sich um keine religiöse Auseinandersetzung. Das hätten muslimische und christliche Geistliche stets gemeinsam betont: „Wir haben uns immer geschlossen gegen die Gefahr gewandt, diesen Krieg zu einem Glaubenskrieg zu machen, und das hat sich ausgezahlt.“ Die „freundschaftlichen Beziehungen“ zwischen christlichen und muslimischen Vertretern seien nie abgebrochen. Die Spannungen seien der Zentralafrikanischen Republik „von außen auferlegt“ worden, sagte Nzapalainga.

Abwerbung von Gesundheitspersonal ist ein Problem

DER WELTWEITE MANGEL AN Gesundheitspersonal führt zum Wettbewerb um Fachkräfte im Gesundheitswesen, an dem sich auch Deutschland beteiligt. Die Länder des globalen Südens sind Verlierer in diesem Wettstreit. „Wenn Länder durch Abwerbung noch mehr Gesundheitspersonal verlieren, kann das im schlimmsten Fall sogar die Grundversorgung und damit Leben gefährden“, so **Dagmar Pruin**, Präsidentin von *Brot für die Welt*. Sie fordert deshalb, die Bundesregierung dürfe Gesundheitspersonal aus dem globalen Süden nur in Ausnahmefällen und immer unter Berücksichtigung des dafür vereinbarten WHO-Verhaltenskodex gewinnen. „Eine aktive Anwerbung in den 55 Ländern mit einer kritisch niedrigen Anzahl von Gesundheitsfachkräften darf keinesfalls stattfinden“, so Pruin.

China erhöht Druck auf Untergrundkirchen

NACH EINSCHÄTZUNG VON MENschenrechtlern erhöht die *Kommunistische Partei* Chinas den Druck auf Gläubige der chinesischen Untergrundkirchen. „China wird von der KP totalitär geführt und kontrolliert. Das trifft besonders gläubige Menschen“, erklärte der Vorstandssprecher der *Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte* (IGFM), **Martin Lessenthin**. Diese sogenannte Sinisierung diene der Gleichschaltung aller Glaubensgemeinschaften. Er kritisierte das zwischen China und dem Vatikan seit 2018 bestehende Geheimabkommen über die Ernennung von Bischöfen. Es sei zu erwarten gewesen, dass die KP auf Dauer den aus dem Abkommen resultierenden Verpflichtungen nicht nachkommen werde, so die IGFM. So hat die Regierung in Peking den Bischof von Haimen, **Shen Bin**, ohne vorherige Abstimmung mit dem Vatikan nach Shanghai versetzt.

Tempolimit würde der Wirtschaft nutzen

EIN TEMPOLIMIT VON 130 STUNdenkilometern in Deutschland hätte laut einer im Fachjournal *Ecological Economics* veröffentlichten Studie neben dem Klimaschutzeffekt auch einen erheblichen wirtschaftlichen Nutzen. Wohlfahrtsgewinne von mindestens 950 Millionen Euro pro Jahr entstünden besonders durch eingesparten Treibstoff, weniger Unfälle, geringere Lieferkettenkosten und Einsparungen bei der Infrastruktur, so die internationale Forschergruppe. Sie bewertet das Tempolimit daher als Win-win-Situation: gut fürs Klima und mit erheblichem Gewinn für die Gesellschaft.

KIRCHE IM RADIO

„Positionen“
Bayern 2 Radio
Sonntag, 28. Juni
6:45 Uhr
Dekan i. R. Harald Klein

Arbeit als Sucht

ZU SUCHTHAFTEM ARBEITEN neigt einer Studie der *Hans-Böckler-Stiftung* zufolge jede und jeder Zehnte in Deutschland. Betroffene arbeiteten lange und gleichzeitig an unterschiedlichen Aufgaben; sie könnten auch nur mit schlechtem Gewissen freinehmen. Zudem fühlten sie sich oft unfähig, am Feierabend abzuschalten und litten deutlich häufiger unter körperlichen wie psychosomatischen Beschwerden als Kollegen, die gelassener arbeiteten. Nach Definition der Forschenden gilt solches Arbeitsverhalten als suchthaft, das nicht nur exzessiv, sondern auch zwanghaft ist. Besonders betroffen sind laut Studie Menschen, die in den Berufsbereichen Land-, Forst-, Tierwirtschaft und Gartenbau arbeiten (19 Prozent). Am wenigsten betroffen sind die Berufsbereiche Informatik, Naturwissenschaften und Geografie (6 Prozent).

Viele Tiertransporte wegen Kostenvorteilen

IN DER EU WERDEN JÄHRLICH MILliarden Nutztiere transportiert, hauptsächlich um Kostenvorteile auszuschöpfen und oft ohne Tierschutzstandards einzuhalten. Das geht aus einer Analyse des *Europäischen Rechnungshofs* in Luxemburg hervor. Landwirte und Fleischerzeuger versuchten, ihre Ausgaben für Produktion und Schlachtung niedrig zu halten, indem sie Kostenunterschiede zwischen den Mitgliedstaaten nutzten. Die Prüfer regten daher an, dass sich das Leiden der Tiere auch in den Transportkosten und im Fleischpreis spiegeln müsse. „Noch immer kostet das Leiden von Tieren nichts“, sagte **Eva Lindström**, für die Analyse zuständiges Mitglied des Rechnungshofs. Deshalb müsse es ein System der Kontrolle und der Sanktionen geben. Am Preis für ein Kilo Geflügelbrustfilet in Deutschland macht der Transport der Tiere dem Bericht zufolge durchschnittlich zwei Cent aus.

fortgesetzt auf Seite 31 →

Titelbild: John L. Grantham

Konflikt?
Warum nicht – aber bitte richtig!

VON PAULA SCHOMBURG

KONFLIKT IST WICHTIG. ER IST DIE GRUNDLAGE unserer Demokratie, hilft alte Muster aufzubrechen und Wandel voranzubringen. Trotzdem scheint eine konstruktive Konfliktkultur immer mehr in die Ferne zu rücken. Das hat fatale Folgen.

Gesellschaft heißt Konflikt

Konflikt. Bei diesem Wort denkt man oft an Streit, Aggression und viele verschiedene Meinungen, die mit voller Wucht aufeinandertreffen. Aus gesellschaftlicher und politischer Sicht ist Konflikt jedoch etwas Notwendiges. Es bedeutet, dass alte Fahrwasser verlassen werden und Platz für Neues entsteht. Ähnlich wie beim Kokon vom Schmetterling: Auch dieser muss kaputt gehen, um Platz für den neuen, bunten Falter zu schaffen.

Gesellschaft bedeutet stetigen Konflikt. Konflikte sind also wichtiger Bestandteil unserer Gesellschaft und die Ursache sozialen Wandels. Sie sind die Triebfeder für Veränderung. Deshalb müssen wir ein besonderes Auge auf sie haben, sie beobachten und untersuchen. Nur so kann man herausfinden, was für eine Bedeutung sie haben. Die letzten zwei Konflikte, die für die gesellschaftliche Sozialstruktur von großer Bedeutung waren, haben sich in der Familie und in der Bildung abgespielt. In einer typischen 1950er-Jahre-Familie haben Männer über Frauen dominiert und standen nur untereinander im Konkurrenzkampf. Diese Herrschaftsstrukturen und Rangordnungen haben sich nun durch immer wiederkehrende Konflikte geändert. Dadurch kommen wir Gleichberechtigung und einer diverseren Gesellschaft immer näher.

Konflikte als Grundlage der Demokratie

Eine gute Konfliktkultur spielt auch auf politischer Ebene eine wichtige Rolle: Sie ist die Grundlage unserer Demokratie. Jeder Mensch hat das Recht auf seine Meinung, so steht es in unserem Grundgesetz geschrieben. Diese Meinung darf ruhig laut herausposaunt werden. Wichtig ist nur, dass die Konflikte dann demokratisch ausgetragen werden. Das bedeutet, dass andere Meinungen angehört und nicht direkt verurteilt werden. Auch wenn es anstrengend ist, im ständigen Diskurs zu stehen, ist es umso wichtiger, dies auszuhalten. Wenn das gegeben ist, können wir überall Demokratie ausleben und erleben. Egal ob in der Schule, in der Familie oder in der Warteschlange beim Bäcker: Sobald man mit anderen Menschen in Kontakt tritt und verschiedene Sichtweisen hat, wird man diskutieren. Schließlich möchten wir ja alle zeigen, dass unsere Meinung richtig und wichtig ist. Nicht immer ist es notwendig, sich auf eine gemeinsame Sicht zu einigen. Die Welt ist bunt und die Meinungen sind daher vielfältig.

Zu einem Konflikt kommt es dann, wenn unterschiedliche Ansichten oder Weltanschauungen aufeinandertreffen und es nicht möglich ist, eine gemeinsame Linie zu finden. Das haben wir jüngst innerhalb der Regierungskoalition beim Ringen um die Heizung der Zukunft gesehen. Dann kommt nach der lauten Meinungsäußerung der viel schwierigere Teil der Demokratie: den eigenen Standpunkt zu verlassen und den Kompromiss zu finden und auch zu akzeptieren.

An diesem Punkt scheint es heutzutage bei vielen zu scheitern. Es wirkt gerade so, als ob wir verlernt hätten, mit Konflikten umzugehen und sie auf eine gute Art zu lösen. Wir müssen uns daran erinnern, wie das geht, manchmal einen Schritt zurück machen und das Gesamtbild betrachten.

Schaut man sich zum Beispiel die Protestaktionen der „Letzten Generation“ an: Ihr Anliegen, man müsse mehr für den Klimaschutz machen, ist durchaus berechtigt und sehr wichtig. Ihre Frustration durch die Gesellschaft und die Politik ist zu verstehen. Ihr Mut ist zu bewundern. Und dennoch verlieren sie mit ihren „Klima-Kleber-Aktionen“ viele Verbündete. Sie bringen viele Leute gegen den

Paula Schomburg ist Mitglied der Gemeinde Heidelberg. Sie studiert an der dortigen Universität Politikwissenschaft und Soziologie

Foto: fosa, „14_Arguing women“, Flicker

Klimaschutz auf und liefern Gegnern und Gegnerinnen einen Grund, ihre Forderungen kleinzureden oder als übertrieben darzustellen.

Gefahr der Entwicklung zur Autokratie

Hier passiert das, was sich bei vielen Konflikten beobachten lässt: Menschen haben wichtige Anliegen, die mit starken Emotionen verbunden sind. So haben sie zum Beispiel Angst um ihre Zukunft, weil der Klimaschutz anscheinend nicht ernstgenommen wird. Oder aber sie haben Angst vor Geflüchteten, weil diese ihnen vermeintlich ihre Arbeitsplätze stehlen. Diese Ängste werden mehr oder weniger klar geäußert, aber eben in der eigenen Wahrnehmung von anderen zu wenig ernstgenommen. In einer solchen Situation fühlen sich die Menschen erst nicht gesehen, dann irgendwann abgehängt und nicht mehr von der Politik repräsentiert. Und das hat fatale Folgen – auch für unsere Demokratie.

Wenn Teile der Bevölkerung sich nicht verstanden fühlen, dann suchen sie nach Alternativen. Und wenn demokratische Parteien diese nicht anbieten, dann haben es populistische Parteien leichter. Diese werben mit schnellen Antworten auf emotionale Fragen und knüpfen an die Ängste der Menschen an. Einmal gewählt, kreieren sie eine „Scheindemokratie“ und höhlen das System aus. Das ist in Lateinamerika in letzter Zeit vermehrt zu bemerken.

Doch dieser Trend ist überall auf der Welt zu sehen. Denn aktuell befinden wir uns aus soziologischer Sicht in der dritten Autokratisierungswelle. Es gibt immer weniger Demokratien, dafür immer mehr Autokratien. Die schon existenten Autokratien werden dabei immer extremer – das hat der Bertelsmann-Transformationsindex herausgefunden, der sich das jeweilige Regierungssystem der einzelnen Staaten anschaut. Von den 137 untersuchten Entwicklungs- und Transformationsländern sind nach seiner Einschätzung nur noch 67 demokratisch. Selbst manche Demokratien, wie die in den USA oder in Indien, verlieren an Stabilität. So wurde Indien als „unvollständige“ und nur „teilweise freie“ Demokratie eingestuft. Aber auch unsere EU-Partner Polen und Ungarn werden als zunehmend autokratisch bewertet.

Konflikte konstruktiv lösen

Um dem vorzubeugen, ist es wichtig, dass wir auf eine gute Konfliktkultur achten. Wir müssen wieder neu lernen, miteinander ins Gespräch zu kommen, auch über unterschiedliche Meinungen hinweg, einander wohlwollend zuzuhören und Konflikte auf eine gute Weise zu lösen. Vielleicht braucht es hierzu auch Formate des (moderierten) Austausches. Machen wir das nicht, so wird die Konfliktkultur – in unserer Gesellschaft, aber auch in unserer Kirche – schwinden. Es ist daher eine fortwährende Aufgabe, nach Wegen zu suchen, wie Konflikte konstruktiv gelöst werden können. ■

➔ *Auf diese Frage gehen die folgenden Artikel näher ein.*
Die Redaktion

Foto: Arild Storaas, „Never ending argue“, Vigeland Park (Oslo), Flicker

Wozu streiten?

Dr. Dieter Kostka ist Mitglied der Gemeinde Koblenz, Region Trier

VON DIETER KOSTKA

Ich arbeite seit sieben Jahren als interner Konfliktberater und -vermittler in einer Stadtverwaltung und bin auch Mediator. An mich kann man sich z. B. wenden, wenn sich Kolleginnen und Kollegen in der Wolle haben und darob nicht mehr weiterwissen. Zaubern kann ich freilich nicht, nur helfen; man muss sich schon auch selbst bemühen. Schätzungsweise drei Viertel aller Konflikte, die an mich herangetragen werden, haben den Hintergrund, dass zuvor – teilweise über Jahre – irgendwelche Vorgesetzten oder andere Autoritäten angestrengt weggeschaut und den Mantel des Schweigens oder die Soße der (Schein-)Harmonie darüber ausgebreitet haben. Umso eifriger wird dafür hinterm Rücken nicht miteinander, sondern übereinander geredet. Dadurch entsteht eine Art stiller Vulkan, der dann halt irgendwann umso heftiger ausbricht und dann Feuer oder Gift und Galle spuckt.

Mit Konfliktbearbeitung befasse ich mich schon viel länger, und altkatholisch bin ich seit 1984 (und immer noch gerne), habe in unserem Bistum in verschiedenen Gemeinden also auch schon manches erlebt. Ich habe mir für *Christen heute* überlegt, nicht in erster Linie abstrakte Empfehlungen zu geben, wie man denn „konstruktiv mit Konflikten umgehen“ kann, wie es immer so schön heißt; dazu gibt es schon viel, und das wirkt immer ein wenig belehrend. Auch in der Praxis höre ich lieber zu und versuche in Gesprächen zum Nachdenken anzuregen und so gemeinsam Wege zu finden.

Konflikt und Streit

Konflikt ist, wenn man sich von jemand anderem beeinträchtigt fühlt (das Gefühl reicht völlig aus!). Wenn so etwas spürbar in der Luft liegt und man das als Außenstehender anspricht, bekommt man indes oft zu hören: Nein, wir haben doch gar kein Problem miteinander – wir doch nicht! In kirchlichen Kontexten (und nicht nur in alt-katholischen) ist das nach meinem Eindruck sogar besonders verbreitet, weil sich da ja alle lieb haben sollten, auch wenn das mal gar nicht zutrifft. Und dann behält man lieber seinen Konflikt, als sich einzugestehen, dass es ihn gibt. Das macht allerdings ein latent schlechtes Gewissen und auf die Dauer erst richtig aggressiv. Ich muss da immer an eine Szene aus Loriots Film *Pappa ante portas* denken, wo eine Frau mit entrüstetem Blick einen Ehestreit eines anderen Paares kommentiert mit den Worten: „Mein Mann und ich streiten uns nie!“ – um dann wenig später zwischen sich und ihrem Mann regelrecht unflätig die Fetzen fliegen zu lassen…

Andere Male hingegen herrscht offener Streit und man beschimpft sich öffentlich, bestimmte Menschen werden ausgegrenzt, schlimmstenfalls bilden sich Lager, bei denen sogar der Versuch, neutral zu bleiben, einem von beiden Seiten als Feindseligkeit ausgelegt wird – alles schon erlebt. Dann kommt es schon mal vor, dass entweder ein Machtwort von oben verlangt wird oder man betreten versucht, mit Hilfe eines freundlichen Wunderheilers namens Moderator (der etwas anderes ist als ein Mediator) die Wogen so weit zu glätten, dass es niemandem wirklich weh tut und doch möglichst alles beim Alten bleibt: Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass! Was freilich beides selten nachhaltig funktioniert. Unter der „Ruhe im Karton“ und salbungsvollen Friedensgrüßen brodelt es meistens weiter, und so manche Menschen kommen dann irgendwann einfach nicht mehr – *causa finita*. Auch gut??

Streit ist (im Hinblick auf das aktuelle Schwerpunktthema „Streitkultur“) im Unterschied zum Konflikt erst einmal das Austragen einer Meinungsverschiedenheit, was nicht unbedingt feindselig sein muss; es kann sogar Spaß machen. Das bringt mich auf die Frage: Wann streite ich mich eigentlich nicht, obwohl es durchaus Anlass gäbe, und warum? Und wann lohnt es sich zu streiten?

In unseren (und auch anderen) Kirchengemeinden gibt es viele nette Menschen, die sich in ihrer Gemeinde wohl fühlen und auch als gute Menschen fühlen möchten und dann mit der Zeit oft auch bereit sind, sich dort irgendwie zu engagieren, die einen mehr, die anderen weniger. Fast alle sind „Ehrenamtler“ oder einfach „treue Seelen“, auf die man sich verlassen kann. Anders als bei Beschäftigten der Kirche ist man deshalb auf ihren guten Willen zum Engagement angewiesen. Wem etwas nicht gefällt, die oder der zieht sich schnell wieder zurück und denkt vielleicht traurig, enttäuscht oder beleidigt: „na, dann eben nicht!“ – anstatt die Diskussion zu suchen.

Wenn Menschen jedoch lange „dabei“ und praktisch immer da sind, sich lange und viel engagieren, dadurch mit der Zeit das Gesicht der Gemeinde prägen und entsprechende Wertschätzung und Anerkennung erfahren, dann wird die Gemeinde, so wie sie auch durch sie geworden ist, zu ihrem kleinen persönlichen „Lebenswerk“, das man nicht gerne kritisieren lässt. Solche Kritik tut weh, und dann ist es mit der Friedfertigkeit und der Toleranz unter Umständen schnell vorbei – menschlich durchaus verständlich. Das passiert z. B. immer wieder, wenn neue Gemeindemitglieder hinzukommen, die sich auch engagieren möchten – aber halt ein wenig anders. Die kriegen dann schnell mit, „wie es bei uns üblich ist“. Und je nachdem, ob sie sich fügen oder dagegenhalten oder sich abgeschreckt wieder abwenden, ist Streit da – oder Grabesruhe.

Streit als Motor der Weiterentwicklung

Solcherlei Streit kann in Fortschritt münden – oder in Austrocknung und Zerfall, auf jeden Fall in klare Verhältnisse. Er ist sogar notwendig, damit es Weiterentwicklung geben kann; Streit und Konflikt sind Zeichen dafür, dass bisher etwas zu kurz gekommen ist. Es geht dabei darum, zu verstehen (nicht unbedingt gutzuheißen), warum die jeweils anderen sich so verhalten, wie sie es eben tun, und es geht darum, Unterschiede so lange auszuhalten, bis ein Umgang damit gefunden wird, mit dem alle leben können – nicht die Unterschiede auszumerzen! Das ist nicht unbedingt leicht (auch mir als Mediator gehen manche Menschen auf die Nerven und umgekehrt auch), aber es ist notwendig und möglich. Es schafft sogar Respekt.

Foto: Klönschnack Tiergartenstraße, Hannover-Kirchrode. Aus Wikimedia Commons

Wir alle kennen sicherlich Situationen, wo sich jemand vermeintlich so unmöglich oder sogar verwerflich verhält, dass wir uns denken: So jemand kann nur entweder dumm oder krank oder bösartig sein! Das zu denken, ist ein typisches Zeichen dafür, dass man in einen Teufelskreis geraten ist. Und wie man zum Beispiel aus so etwas wieder herauskommt, dafür gibt es Hilfestellungen – wenn man die Angelegenheit ernsthaft miteinander (!) lösen will. Und das muss man bewusst angehen – von alleine klappt das nicht, nach dem Motto: Probleme, die man ignoriert, verschwinden nur, um Verstärkung zu holen…

Das ist fast immer der Knackpunkt, ob bei Ehescheidung, Tarifkonflikten, Friedensverhandlungen oder in der Kirchengemeinde: Auch wenn man unterschiedliche Interessen hat und sich nicht besonders sympathisch ist, müssen alle Beteiligten zumindest „die Kuh vom Eis“ kriegen wollen, und zwar gemeinsam, auch wenn sie gerade nicht wissen, wie das

gehen soll, und sie auch gar keine Lust dazu haben. Wenn Beteiligte dagegen insgeheim oder offen anstreben oder auch nur in Kauf nehmen, dass das Gegenüber mit seinen Ansichten und Bedürfnissen auf der Strecke bleibt, dann wird es nichts und zerbricht – entgegen Jesu Wort: „Bei euch aber soll es nicht so sein!“ (Mk 10,43). Da ist dann das Christentum im Kleinen gescheitert, und nur noch Demut und Buße können helfen.

Meines Erachtens erleben wir aktuell gerade eine stark zunehmende Unduldsamkeit in unserer ganzen Gesellschaft, eine fast allergisch anmutende Unlust, sich mit Menschen, die andere Ansichten haben oder auch bloß haben könnten, auch nur abzugeben (wir sind da wahrscheinlich alle nicht ganz frei davon): „Warum soll ich mir das (oder den oder die) antun? Die können mich mal!“ Ich gestehe, dass mir dabei ganz mulmig wird. Und doch weiß ich: Es geht, diese Unlust zu überwinden, und es lohnt sich. Kirchen könnten hierbei segensreich helfen, wenn sie den Mut aufbringen zuzugeben, dass ihre Mitglieder, Geweihte wie Nicht-Geweihte, keine Engel sind und ab und zu, christliche Nächstenliebe hin oder her, auch richtig garstig sein können, und das nicht nur abstrakt als allgemeines Eingeständnis, sondern auch im konkreten Einzelfall mit individuellen Namen. Keine Angst, Gott liebt uns trotzdem…!

So spricht der Herr: „Wenn dein Bruder sündigt, weise ihn zurecht, und wenn er sich ändert, vergib ihm“ (Lk 17, 3b).

Und so spricht der große chinesische Philosoph und Religionsgründer Lǎozǐ (Laotse): „Auch das größte Problem dieser Welt hätte gelöst werden können, solange es noch klein war!“

In diesem Sinne: Lasset uns streiten – und das mit Respekt und Wohlwollen. Das geht, wenn man es will. ■

Alles Friede, Freude, Eierkuchen?

Michael J. Müller ist Mitglied der Gemeinde Konstanz und arbeitet als Organisationsberater

Konflikte als Chance zur Weiterentwicklung

VON MICHAEL J. MÜLLER

Ist immer alles Friede, Freude, Eierkuchen? Oder was liegt unter der friedlich-sorglos wirkenden Fassade unserer Kirche und ihrer Gemeinden an Potenzialen verborgen, die als Konflikte verkleidet und nicht sofort als Chancen erkennbar sind? Und warum lohnt es sich, diese genauer anzuschauen und produktiv zu nutzen?

In unserer Kirche kommen wir für unsere gemeinsame Glaubenspraxis zusammen, das gemeinsame Miteinander steht dabei im Zentrum. Konflikte und Streit werden als unangenehm wahrgenommen und oft unter den Teppich gekehrt. Und das ist ja auch verständlich. Konflikt bedeutet wörtlich „Zusammenstoß“; er entsteht, wenn widerstreitende Interessen und Meinungen aufeinanderprallen und daraus Situationen erwachsen, die zu Zerwürfnissen zwischen Menschen führen können.

Doch sind Konflikte grundsätzlich negativ zu bewerten? In den Sozialwissenschaften werden Konflikte als „eine unvermeidbare und für den sozialen Wandel notwendige Begleiterscheinung des Zusammenlebens“ gesehen. Und im Hinblick auf Wandel und Veränderung wäre eine systematische Vermeidung von Konflikten letztlich kontraproduktiv, da sie Veränderungsprozesse und damit Weiterentwicklung blockieren würde.

In sozialen Systemen – so wie unsere Kirche und Gemeinden – gibt es immer wieder Dinge, die ruckeln und nicht ideal laufen. Unterschiedliche Meinungen prallen aufeinander, Konflikte können sich verhärten, und wenn kein guter Umgang damit gefunden wird, blockieren sich die unterschiedlichen Positionen und es kommt zum Stillstand. Doch wie lässt sich ein Umgang mit Konflikten finden, die sich aufstauen? Und wie können unterschiedliche oder gar widerstreitende Auffassungen, Interessen, Meinungen als Chance zur Weiterentwicklung genutzt werden?

Spannungen als „Frühwarnsystem“

Spannungsbasierte Weiterentwicklung ist ein methodisches Vorgehen, das dies ermöglichen kann. Spannungen sind eine Art „Frühwarnsystem“ vor dem eskalierenden Konflikt. Sie sind per se weder negativ noch positiv. Eine Spannung ist die Differenz zwischen dem, was ist, und dem, was sein könnte. Sie ist ein positiver Impuls zur Veränderung, ein ungenutztes Potenzial.

Jeder Mensch, der in unserer Kirche wirkt, sei es in einem Amt oder als Mitglied einer Gemeinde, ist eine Art Sensor. Denn jede und jeder von uns nimmt ständig Spannungen wahr und bemerkt, dass etwas anders sein könnte, als es aktuell gerade ist. Sie sind zunächst nur Gefühle; sie können kreativ in Form von Ideen, Wünschen, Fragen oder emotional als Konflikte oder Bedürfnisse sichtbar werden.

Wichtig dabei ist: Unsere Kirche oder unsere Gemeinden *haben* keine Spannungen. Eine Spannung entsteht immer in einer Person. Deshalb ist auch sie dafür verantwortlich, diese in die Gemeinde, in den Kirchenvorstand, in die Synode oder beim Kirchenkaffee einzubringen und für deren Lösung zu sorgen, damit etwas Neues entstehen kann. Es braucht hierfür ein Klima psychologischer Sicherheit, in dem jede*r Spannungen und das, was sie oder er zu deren Lösung braucht, ohne Sorge artikulieren kann und damit gehört wird.

Das Vorgehen zum Bearbeiten der Spannungen ist dabei immer ganz einfach. Eine Person spürt eine Spannung, stellt sie den anderen zur Verfügung und wird gefragt: „Was brauchst du?“, um die Spannung zu lösen.

Manche Spannungen lassen sich lösen, indem wir einander zuhören. Das klingt jetzt sehr einfach, hat aber eine starke Wirkung und ist alles andere als selbstverständlich. Die Person mit der Spannung sagt, dass sie beispielsweise etwas teilen möchte und zur Lösung ihrer Spannung ein offenes Ohr braucht. Sind Konflikte bereits aufgebrochen, lohnt sich die Frage: „Betrifft der Konflikt mehr als mich und eine Person?“ Wenn nein, dann gehört der Konflikt in die Zweier-Beziehung und nicht in die Gruppe.

Und bei Spannungen allgemein lohnt es, sich selbst zu fragen: „Brauche ich wirklich etwas von anderen oder liegt die Spannung bei mir und kann auch nur von mir gelöst werden?“ Beispielhaft hierfür ist die Frage: „Warum hat mich das Verhalten dieser Person eigentlich so sehr gestört?“ Andere Spannungen brauchen Unterstützung und Handlungen von anderen, um gelöst werden zu können, oder Anpassungen in Struktur oder Verantwortlichkeiten. In unserer Kirche könnten das beispielsweise Ideen oder Wünsche für die Entwicklung der Gemeinde und Kirche sein, oder die Bitte, Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten zu klären.

Gemeinsame Weiterentwicklung

So entstehen bewusste und kontinuierliche Entwicklungsschleifen, die spürbar machen: Es bewegt sich was. Und jede*r Einzelne spürt: Ich kann Dinge verändern, wenn ich meine Spannungen einbringe und konstruktiv nach Lösungen dafür suche. Gremien in Gemeinde und Kirche brauchen, um diesen konstruktiven Umgang leben zu können, gute Methoden, die sie dabei unterstützen.

Es lohnt sich, diese Kompetenz in der Breite unserer Kirche aufzubauen. Ein methodisch versierter Umgang mit Spannungen und Konflikten kann für unsere bischöflich-synodale Kirche ein wichtiges (Zukunfts-)Werkzeug sein. Energien, die ansonsten in Konflikten untergehen, werden produktiv zur gemeinsamen Weiterentwicklung eingesetzt, Selbstwirksamkeit und Verantwortungsübernahme jedes einzelnen Mitglieds wird gestärkt und Synodalität gelebt; denn durch einen produktiven Umgang mit Spannungen und Konflikten kann die in unserer Synodal- und Gemeindeordnung festgelegte „Mitwirkung und Mitentscheidung des ganzen Gottesvolkes in der Leitung“ und damit Mitgestaltung unserer Kirche mit Leben gefüllt werden. Friede, Freude und kein Eierkuchen. ■

Bild: Ignatius von Loyola. Aus Wikimedia Commons

Hinweise zum Umgang mit Konflikten

Clemens Grünebach ist Geistlicher im Auftrag in den Gemeinden Aachen und Düsseldorf

Aus der Spiritualität des Ignatius von Loyola

VON CLEMENS GRÜNEBACH

Glaube und Spiritualität können beim Umgang mit Konflikten helfen. Eine heute immer noch sehr anschlussfähige Spiritualität hat Ignatius von Loyola, der Gründer des Jesuitenordens, entwickelt. Ich selbst bin von der ignatianischen Spiritualität geprägt und lasse mich von ihr auch im Alltag stärken.

Konflikte – gleich ob innere Konflikte oder solche mit anderen Menschen – sind meist hoch emotionale Situationen, die uns belasten. Streit mit einem Kollegen, Auseinandersetzung mit den Geschwistern wegen des Elternhauses der verstorbenen Eltern, Gewissenskonflikte, Streit in den Kirchengemeinden, Auseinandersetzungen rund um meinen Lebensweg sind nur einige Beispiele.

Wie kann man gut mit ihnen umgehen? Ich möchte Hinweise zum Umgang mit Konflikten anbieten, die aus der ignatianischen Tradition stammen. Ignatius von Loyola war ein streitbarer Mann, der um innere Kämpfe wusste, aber auch handfeste Auseinandersetzungen selbst erlebt hat, beispielsweise mit der römischen

Inquisition. Zudem war er ein Meister der Kommunikation.

Fünf Hinweise, die helfen wollen, besonnen und entschieden mit Konflikten umzugehen, möchte ich Ihnen geben.

1. Ich muss klären: Was ist die eigentliche Materie des Konfliktes?

Oft stecken hinter oberflächlichen Themen noch andere Themen. Wenn mich zum Beispiel die Kollegin immer wieder aufregt, weil sie bestimmte Dinge tut, kann es sein, dass der eigentliche Grund für den Ärger darin liegt, dass ich mich immer noch ärgere, weil sie vor mir befördert und ich bei der Beförderung übergangen wurde. So ist nicht ihr Handeln der eigentliche Grund für den Konflikt, sondern etwas ganz anderes, also in diesem Fall vielleicht, dass ich mich schlecht oder ungerecht behandelt fühle.

Es kann sinnvoll sein, diese Zusammenhänge und die Historie des Konfliktes einmal aufzuschreiben und auseinanderzudröseln. Was sind die Fakten? Was ist Mutmaßung? Was ist Emotion? Präzision und Eingrenzung auf Fakten hilft, einen klaren Kopf zu bekommen.

2. Ich handle und rede besonnen!

Eigentlich ist dies ein simpler Rat, aber wenn in Konflikten die Emotionen hochkochen, ist es gut, sich daran zu erinnern, dass ein abgekühlter Kopf besser die Argumente der gegnerischen Seite hören kann. Ignatius empfiehlt genau dies in einem Brief seinen Mitbrüdern, die als theologische Berater des Trienter Konzils 1546 tätig und in vielerlei kontroversen theologischen Diskussionen eingebunden waren. Zuerst fällt auf, dass er zweimal schreibt, er „wäre langsam im Sprechen". Vor allem meint er damit wohl, dass man nicht anderen ungefragt die eigene vermeintlich richtige Position an den Kopf werfen, sondern sich in die andere Position einfühlen soll. Ein Zitat, dass Ignatius zugeschrieben wird, lautet: „Der Mensch, der es unternimmt, andere zu bessern, verschwendet Zeit, wenn er nicht bei sich beginnt."

Man muss dazu innerlich einen Schritt zurücktreten, um der Meinung und Position des anderen Raum zu geben und die eigene Position zu hinterfragen. Und dann kann man entscheiden, was besser ist: reden und argumentieren oder doch zu schweigen.

Zurückhaltung und die besonnene Distanz zur eigenen Meinung helfen gerade auch in emotional hitzigen Debatten, die eigenen Argumente besser und zum richtigen Zeitpunkt vorbringen zu können.

3. Den eigenen Ärger und Unmut abladen und innerlich aufräumen!

So wie ein unaufgeräumtes Haus oder eine zu vollgestellte unordentliche Wohnung viele Menschen belastet und andererseits das Aufräumen oder der Frühjahrsputz ein Gefühl der Erleichterung verschafft, so kann es auch guttun, die innere Unordnung, die übervolle Behausung der Seele zu entrümpeln und aufzuräumen. Ignatius erläutert in seinem Exerzitienbuch, dass die sogenannten geistlichen Übungen genau dazu da sind, sein Leben zu ordnen und so wieder in die richtige Spur zu kommen. Wenn mein eigenes Leben sich ungeordnet anfühlt, dann bin ich in Konflikten oft aggressiver und ungerechter. Ein erster Schritt zu mehr innerer Ordnung und Sortierung kann dabei sein, wenn ich mich mit einem Menschen unterhalte, der mir wohlwollend zuhört und mir beim Ordnen hilft oder bei dem ich meinen Ärger erst mal abladen kann.

4. Vom Ende her denken!

Konflikte haben oft eine besonders starke Dynamik. Sie treiben mich nach vorne, zu Worten und Taten, und je heftiger der Konflikt ist, desto stärker sind diese Dynamik und das Tempo. Ignatius hat einmal sinngemäß gesagt: „Beurteile die Bücher nie nach dem, mit was sie im Anfang einleiten, sondern wozu sie am Ende hinleiten." Im übertragenen Sinne und auf den Konflikt angewendet bedeutet dies, dass es sich lohnt, den Konflikt von seiner möglichen weiteren Entwicklung her anzuschauen. Was soll am Ende stehen: Mein Sieg? Die Vernichtung des Gegners? Die Versöhnung? Ich kann mir dann besser wünschen und darum beten, dass der Konflikt gut ausgeht oder dass die Streitigkeit im Guten beigelegt wird.

5. Wahre dir die innere Freiheit oder habe Mut zum Gegenteil

„Wahre dir in allen Dingen die Freiheit des Geistes. Schiele in nichts auf Menschenrücksicht, sondern halte deinen Geist innerlich so frei, dass du auch stets das Gegenteil tun könntest." Das ist leichter gesagt als getan, aber es hilft ungemein, sich diese innere Freiheit zu wahren und immer wieder neu zu erarbeiten.

Diese Freiheit des Geistes erlaubt Distanz, die es sowohl ermöglicht, in allem Gott zu suchen und zu finden, als auch dem Mitmenschen und auch dem, mit dem ich über Kreuz liege, menschlich zu begegnen. Das bezeichnet doch genau die Lebensfülle, die wir uns wünschen und die durch ungute Konflikte bedroht ist.

Ignatius empfiehlt als regelmäßige tägliche Übung zur Wahrung der Freiheit den Tagesrückblick. Er dauert kaum 10-15 Minuten und gliedert sich in folgende Schritte:

- Still werden. Den Atem spüren.
- Mich in Gottes Gegenwart stellen und Gott um einen ehrlichen Blick bitten.
- Auf den Tag schauen und verweilen, wo ich angesprochen bin.
- Dank für alles, was gut war.
- Bitte um Verzeihung für alles Ungute.
- Meine Pläne für morgen Gott anvertrauen.

Schließen kann ich diesen Tagesrückblick mit einem Vaterunser.

Die tägliche Übung empfiehlt Ignatius deshalb, weil diese innere Freiheit als Haltung eine Herausforderung ist, die der Übung bedarf. Haben Sie Geduld mit sich beim Üben! Und seien Sie in allem barmherzig mit sich und anderen. ■

Foto: PxHere

Konflikte lösen?

VON GEORG SPINDLER

Dass es Konflikte gibt, wissen wir alle. Konflikte entstehen zwischen Menschen, und es ist wohl nicht zu vermeiden, dass sie entstehen. Zu unterschiedlich sind die Erwartungen und Weltanschauungen. Die verschiedensten Interessen, Meinungen und Wertevorstellungen prallen aufeinander und versuchen, sich gegeneinander durchzusetzen. Unser Leben ist von Konflikten durchwachsen, Konflikte sind daher unvermeidlich. Aber wie gehen wir mit ihnen um? Welch eine Konfliktkultur pflegen wir? Gibt es für jeden Konflikt eine Lösung?

Im Bereich der Religion kommt es ständig zu Konflikten, sowohl zwischen wie auch innerhalb der Religionen. Sind durch den Exklusivitätsanspruch mancher Religionen Konflikte bereits vorprogrammiert? Und wie gehen Gemeinden damit um, die sich als vom Evangelium geprägt verstehen?

Darf es überhaupt Konflikte geben in einer Gemeinschaft, die sich der Botschaft Jesu verpflichtet fühlt? Anders gefragt: Sind Konflikte etwas so Schlimmes, dass sie um jeden Preis verhindert werden müssen? Von den allerersten Christen berichtet uns die Apostelgeschichte im 4. Kapitel etwas idealisierend, dass alle „ein Herz und eine Seele" waren. Kurz darauf wird uns aber von allerlei Konflikten, ja sogar von Betrug und Unfrieden erzählt. Was stimmt nun?

Wie mit Konflikten umgegangen werden soll, verraten uns die Evangelien und die Apostelbriefe, denn Konflikte gab es auch hier von Anfang an. Das Lukasevangelium warnt uns im 12. Kapitel vor der trügerischen Hoffnung, mit dem Kommen Jesu seien wie durch Zauberhand Streit und Konflikte ein für allemal beseitigt; wohl aber zeigt es Wege, um diese Konflikte zu lösen. Jesus selbst rät dazu, miteinander im Gespräch zu bleiben, solange Menschen „auf dem Weg" sind, und das bedeutet wohl, solange wir in dieser Welt sind. Erst wenn das Gespräch verweigert oder abgebrochen wird, stirbt die Hoffnung auf Versöhnung.

Andererseits schien Jesus den Konflikt mit seinen Gegnern geradezu zu suchen. Der Begriff „Konfliktkultur" schien für ihn ein Fremdwort zu sein. Warum musste er sich gegen die ganze damals herrschende Koalition der Priester und Machthaber stellen? Was Jesus den Schriftgelehrten seiner Zeit an den Kopf warf, das war an Deutlichkeit kaum zu übertreffen. Nur ein bisschen mehr Konfliktkultur, und er hätte vermutlich nicht zu sterben brauchen.

Argumente, wie Jesus sie von Petrus zu hören bekam, habe ich so ähnlich ebenfalls schon oft gehört: „Pass bitte auf, was du sagst! Sei nicht immer so deutlich! Klammere Themen, die Konfliktstoff enthalten, einfach aus! Musst du in der Predigt ständig zu aktuellen Themen Stellung nehmen, die Zündstoff enthalten? Du riskierst damit, anzuecken! Mit denen da oben dürfen wir es uns nicht verderben. Die Kirche muss sich an die vorgegebenen Umstände anpassen, schließlich ist sie ja auf das Wohlwollen der Herrschenden angewiesen!"

Georg Spindler ist ehrenamtlicher Diakon und lebt im Berchtesgadener Land

Konflikt zwischen Staat und Kirche

Hinter solchen oder ähnlichen Warnungen steckt eine enorme Angst vor jeglichem Konflikt mit den herrschenden Autoritäten. Die vergangenen Jahre haben uns dies ja besonders deutlich vor Augen geführt. Die Kirchen sind in eine gefährliche Abhängigkeit von staatlicher Macht geraten; dieser Zustand fing allerdings schon lange vorher an, im Jahr 381, als Kaiser Theodosios I. auf die glorreiche Idee kam, das damals über dreihundert Jahre alte Christentum zur Staatsreligion des Römischen Reiches zu erklären. Die „Symphonia" zwischen Kirche und byzantinischem Staat erlaubte keine Konflikte mehr zwischen Religion und Staat. Der Kaiser war das Haupt der Kirche, die Bischöfe wurden zu Staatsbeamten. Es sage niemand, dass es sich hierbei nur um Zustände längst vergangener Zeiten handelt! In unserem Land werden die Bischöfe, um nur ein Beispiel zu nennen, immer noch vom Staat bezahlt. Das Problem ist brandaktuell!

Was ist nun zu tun, wenn ein Staat, welcher auch immer, von den Kirchen verlangt, ihrer eigenen Botschaft untreu zu werden? Dieser klassische Konflikt zwischen Staat und Kirche ereignet sich viel öfter, als wir glauben. Was ist zu tun in dieser Situation und welche Lösung des Konflikts wäre möglich? Der harmonischen guten Beziehung zuliebe dem Konflikt ausweichen? Einige unter den evangelisch-lutherischen Kirchen haben das im sogenannten Dritten Reich getan, sie haben den Forderungen des NS-Staates nachgegeben und Pfarrer jüdischer Herkunft entlassen. Sie haben sie damit dem Untergang ausgeliefert. Diese Kirchen haben sich in diesem Konflikt zwischen Evangelium und Terrorstaat dem Unrecht unterworfen und das Evangelium verraten.

Das ist nur ein Beispiel für den Punkt, an dem keine Konfliktlösung mehr möglich ist, sondern nur noch Bekenntnis und Zeugenschaft übrigbleiben. Allerdings gab es in den deutschen evangelischen Kirchen auch Menschen wie Dietrich Bonhoeffer und Martin Niemöller. Sie waren echte Glaubenszeugen wie die frühchristlichen Märtyrer.

Ich denke, in diesem Zusammenhang ist nichts so nötig wie die klare Unterscheidung zwischen Konflikten, um deren Lösung wir ringen müssen, und Gewissenskonflikten, die eine klare Entscheidung und Stellungnahme verlangen. ■

Bild: Jesus und die Apostel. Fresco in Cappadocia (Italien). Aus Wikimedia Commons

Gedanken zum Umgang mit Konflikten für die Gemeindearbeit

Christopher Sturm ist Pfarrer der Gemeinde Stuttgart

VON CHRISTOPHER STURM

Ich wurde von der Redaktion von *Christen heute* eingeladen, ein paar Gedanken zur Frage meines Umgangs mit Konflikten niederzuschreiben. Seit dreißig Jahren bin ich Priester und arbeitete in verschiedenen Gemeinden; seit zehn Jahren stehe ich im Dienst der alt-katholischen Kirche. In dieser langen Zeit durfte ich verschiedene Erfahrungen mit Konflikten im kirchlichen Umfeld sammeln. Und noch immer begegnen mir neue Situationen. Ich habe nicht *das* Lösungsprogramm für Differenzen in der Gemeinde; letztlich ist jede Situation neu und kontextbezogen. Auch bin ich als Pfarrer Teil des Systems Gemeinde, habe meine Geschichte in und mit der Gemeinde. Ich habe im Laufe der Jahre ein paar leitende Gedanken für mich gefunden, die mir dabei helfen, mit Spannungen innerhalb der pastoralen Arbeit weniger verkrampft umzugehen. Vielleicht sind sie auch für andere hilfreich. Zunächst halte ich es für wichtig, mir die Frage zu stellen, welchen Anteil ich an einer guten Lösung haben kann. Der Blick in Richtung Lösung leitet mich.

„Ich kann Menschen nicht ändern“

Auch wenn es mitunter der erste Impuls ist, einen anderen ändern zu wollen: Ich kann nur mich ändern. Die Arbeit an mir selbst bedeutet Anstrengung. Es heißt, mich von meinen erlernten Verhaltensmustern zu verabschieden und neue Denkgewohnheiten einzuüben. Dabei übe ich, mich anderen gegenüber anders zu verhalten; ich entwickle neue Strategien, ihnen zu begegnen.

Auch lohnt es sich, sich mit den eigenen *„wunden Punkten“* zu beschäftigen, die im Konfliktfall „getriggert“ werden und nichts mit dem Gegenüber zu tun haben, sondern mit der eigenen Biografie, mit den eigenen Erfahrungen. Das Gegenüber ist nur Auslöser, nicht Ursache negativer Gefühle.

„Bestelle Deinen Acker, anstatt in den Krieg zu ziehen.“

Es lohnt sich meiner Erfahrung nach nicht, im Problemmodus zu verharren und sich dabei zu zermürben. Es ist hilfreicher, aus der Situation rauszugehen und sich dem zuzuwenden, was einer Lösung dient. Das gilt vor allem für Konstellationen, in denen ich den Eindruck habe, dass mein Standpunkt nicht von Bedeutung ist.

„Auf welchem Ohr höre ich?“

Ich mache mir bewusst, auf welchem Ohr ich gerade höre, wenn andere (mir) etwas sagen.

Die Lektüre des Vier-Ohren-Modells von Friedemann Schulz von Thun finde ich sehr gewinnbringend. Höre ich mit dem Sachohr? Oder dem Beziehungsohr? Gar dem Appellohr? Oder dem Selbstkundgabeohr, und ich fühle mich bestätigt: der oder die schon wieder!

„Ausatmen“

Wenn möglich atme ich erst einmal aus, wenn ich in Konfliktsituationen gerate, und verweile in meinen Gefühlen und Urteilen und bin einfach erstmal wütend. Es lohnt sich, eine Nacht darüber zu schlafen.

Kontroverse E-Mails und andere Nachrichten beantworte ich nicht wieder per E-Mail; die Mannigfaltigkeit möglicher Fehlinterpretationen ist zu groß. Es hilft mir, das Gespräch zu suchen, sei es per Telefon oder in der persönlichen Begegnung. Hier können Unklarheiten und Fantasien direkt angesprochen und geklärt werden. Das geht jedoch nur, wenn mein Gegenüber zum Gespräch bereit ist.

„Dienst an der Einheit“

Der Dienst der Pfarrerin oder des Pfarrers ist für mich der „Dienst an der Einheit“; es ist ein Unterschied, ob ich als Pfarrer Sturm spreche oder als Privatmann. Ich möchte den Zugang zu den Menschen nicht verlieren; mein Bedürfnis als Pfarrer ist es, für Ausgleich zu sorgen. Ein Ziel ist, Lösungen und Gemeinsamkeiten zu finden, anstatt sich in die eigenen Probleme zu verlieben und sich mit Konflikten abzumühen.

„Im Opfermodus“

Anspruchsvoll ist der Umgang mit Menschen, die „im Opfermodus“ leben; die nicht bereit sind, sich selbst zu hinterfragen, was z. B. ihr Anteil am Konflikt ist. Immer ist die oder der andere schuld an ihrer Misere. Hier kann ein erster Schritt sein, diesen Menschen einzuladen, sich einmal gedanklich in das Gegenüber reinzuversetzen.

„Von Kritik kalt erwischt“

Herausfordernd sind jene Momente, in denen es ganz „unerwartet Kritik“ gibt, z. B. in der Hochstimmung nach einem Gottesdienst an der Kirchentür. Es ist in solchen Fällen gut, die Contenance zu wahren und gleichzeitig höflich einen Zeitpunkt zu vereinbaren, an dem über eine Einlassung gesprochen werden kann.

„Wo Rauch ist, da ist Feuer“

Ich versuche dorthin zu gehen, wo ein Konflikt ist; ich suche das Gespräch mit den Konfliktparteien, höre zu, erfrage deren Blick auf die Kontroverse und rege an, dass beide Seiten versuchen, die Perspektive des Gegenübers einzunehmen.

Auch ist der Kirchenvorstand ein guter Ort, um gemeinsam auf Konflikte innerhalb der Gemeinde zu schauen und darüber zu beraten, ob und was zu tun ist; die Verschwiegenheit des Gremiums ist dabei selbstverständlich.

Mitunter kann nur eine Mediation den Konflikt lösen. Sollte eine Auseinandersetzung einmal den Kreis der Betroffenen verlassen haben, ist es äußerst schwer sie zu handhaben, so meine Erfahrung. Was auf die zügige Reaktion auf Rauch verweist.

Ich vertraue jedoch zunächst darauf, dass Gemeindemitglieder selbst für ihre Bedürfnisse sorgen. Als Pfarrer kann ich nicht Problemlöser für alles und für jede und jeden sein, aber Bindeglied, Rauchmelder und Ratgeber.

Es lohnt sich, mir immer wieder die Frage zu stellen: Wofür bin ich als Pfarrer verantwortlich und wofür nicht?

„Neue Besen kehren gut, aber alte Besen kennen die Ecken“

Neuer Schwung durch neue Gemeindemitglieder kann belebend sein; gleichzeitig ist es hilfreich und notwendig, die Traditionen und die Geschichte der Gemeinde zu studieren, d. h. die bisherigen Gemeindemitglieder einzubinden und mitzunehmen. Gleichzeitig kann der (schwäbische) Satz „Es war scho emmer so“ eine Gemeinde lähmen. Wandel in einer Gemeinde geht nur mit, nicht gegen die Menschen. Systeme tendieren immer dazu, wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Wie gelingt also der Wandel? Er erfordert Fantasie, den Willen zur Veränderung und das Wissen darum, dass Veränderung Zeit braucht.

„Ungeschriebene Gesetze entdecken“

Es ist hilfreich, in einer Kirchenvorstandssitzung die ungeschriebenen Gesetze und Erwartungen aufzuschreiben, die es in der Gemeinde gibt. Das bewahrt davor, gegen „gläserne Wände“ zu laufen.

„Für Klarheit in der Gemeinde sorgen“

Wohin wollen wir als Gemeinde? Was ist unser Nordstern, was macht uns als Gemeinde aus? Erst wenn wir wissen, wohin wir wollen, können wir gemeinsam die Wege zum Ziel erarbeiten. ■

Foto: Forest Runner, „Arms crossed“, Flicker

Jesus ohne Konfliktkultur?

VON GEORG SPINDLER

Anfangs waren die Jünger ziemlich stolz auf ihren „Meister“. Sie waren ihm gefolgt und hatten für ihn sogar ihre Familien verlassen, so fasziniert waren sie von ihm, den sie „Rabbi“ nannten, das bedeutet „Lehrer“. Israels Rettung schien in greifbare Nähe gerückt und sie durften dabei mitwirken. Vielleicht brachte das auch Vorteile für sie, vielleicht Anteil an der messianischen Herrschaft, die nun anbrach, vielleicht sogar Amt und Würde?

Doch dann begann Jesus immer häufiger, von seinem Leiden und von seinem Tod zu sprechen. Seine Kritik an den Schrifttheologen, den Pharisäern und Tempelpriestern nahm von Tag zu Tag zu und wurde immer heftiger und maßloser. Jesus schien den Konflikt mit seinen Gegnern buchstäblich zu suchen und ließ keine Gelegenheit zur Konfrontation aus. Als er gar den Tempel zu reinigen versuchte und dabei Händler, Wechsler und Opfertiere hinauswarf, da zeichnete sich klar ab, wohin ihn sein Weg führen würde. Die Jünger waren sich einig, dass sie mit ihrem Meister dringend reden mussten, bevor er sich selbst und vielleicht auch sie in das Verderben stürzte. Darum redete Petrus, ihr Sprecher, im Namen aller mit ihm:

„Rabbi“, so sagte er, „wir haben auf dem Berg dein Leuchten und Strahlen gesehen. Es ist das Licht Gottes, das aus dir leuchtet. Du bist der Messias und du darfst nicht sterben. Israel und die Völker brauchen dich. Du bist der Gesandte Gottes! Darum bitten wir dich, sehr gut zu überlegen, was du sagst! Musst du um jeden Preis den Konflikt mit den Mächtigen in Religion und Regierung suchen?

Du hast ja Recht mit deiner Kritik, hundertmal Recht. Auch uns gehen diese aufgeblasenen und von ihrer eigenen Wichtigkeit erfüllten Tempelpriester und die Schrifttheologen auf den Geist und wir meiden sie, wo immer wir können. Aber es wird dir den Tod bringen, wenn du so wie bisher den Konflikt mit ihnen suchst. Geh doch Schritte auf deine Gegner zu! Löse den Konflikt! Es gibt doch nicht nur schwarz und weiß. Auch deine Gegner in Tempel und Synagoge sind nicht nur Heuchler, Lügner und blinde Narren. Verkündest nicht du selber ständig die Feindesliebe? Jetzt ist vielleicht gerade noch Zeit, um das Schlimmste zu verhindern. Siehst du wirklich keinen Weg, um Kompromisse mit den Gegnern einzugehen? Wenn die römische Besatzungsmacht in dir eine Gefahr sieht, endest du todsicher am Kreuz und wir mit dir. Für jeden Konflikt gibt es eine Lösung. Rede friedlich und respektvoll mit ihnen, und du wirst sehen, dass sich dir einige von ihnen, so wie Nikodemus, sogar anschließen werden.“

Da blickte Jesus Petrus an, den Wortführer der Jünger, und sagte zu ihm nur diese Worte: „Weg mit dir, Satan! Geh mir aus den Augen! Du willst mich zu Fall bringen, denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern nur das, was die Menschen wollen.“ ■

Hintergrundbild: Albrecht Dürer, „Christus vertreibt die Geldwechsler aus dem Tempel“, aus der Reihe Kleine Passion, um 1511. Aus Wikimedia Commons

Streitkultur in eigener Sache

EINE KRITIK VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Konflikte in der Kommunikation nennt man Streitgespräche. Das Wort Diskussion bezeichnet Äußerungen oder Argumente, die von den Diskutanten „zerschnitten", zerteilt werden (lat. *discutere*, zerlegen). Argumente sind stichhaltige Beweisgründe, die dann gegeneinander abgewogen werden können. Um es mit der Hegelschen Dialektik zu formulieren: In Diskussionen können These und Antithese schließlich in eine Synthese münden.

Bis vor einigen Jahren hat es noch etwas gegeben, das man Streitkultur nennt. Diese scheint meiner Beobachtung nach nicht mehr zu existieren. Das macht eine verbale Konfliktlösung eigentlich unmöglich. Was sind die Probleme, aber auch die möglichen Gründe einer nicht vorhandenen Streitkultur?

Erstens: Fehlende Achtung. In Diskussionsrunden lässt niemand die anderen mehr ausreden, alle schreien sich gegenseitig nieder. Sogar die Moderatorin, der Moderator kommt oft nicht mehr dazwischen. Folge: Das entnervte Publikum versteht sein eigenes Wort nicht mehr und schaltet (die TV-Kiste) ab.

Zweitens: Rechthaberei und Egozentrik. Die Positionen werden nicht mehr analysiert, sondern jede:r bleibt bei seiner/ihrer Meinung, weshalb das ganze nur noch ein Schlagabtausch ist. Da es bei allem zwei Seiten der Medaille gibt, ist es sicher so, dass beide endgültig erörterten bzw. ausdiskutierten Perspektiven auch einmal mit Toleranz stehengelassen werden müssen. Auch das gehört zum guten Ton einer Streitkultur.

Drittens: Überheblichkeit und Intoleranz. Schon Sokrates sagte: „Ich weiß, dass ich nichts weiß." Über diesen Punkt sind wir anscheinend hinaus. Es fehlt spielerische und neugierige Offenheit für andere Ansichten.

Viertens: Gekränkte Eitelkeit und Vernichtungswille. Das Gegenüber wird als Gegner betrachtet, den man besiegen zu müssen glaubt, um sich keinen Zacken aus der Krone zu brechen. Die Entkräftung der eigenen Argumente wird als Niederlage begriffen. Oder im anderen Fall, man begegnet der geäußerten Meinung nicht mehr sachlich, sondern versucht, die Person dahinter abzuwerten, sie persönlich niederzumachen. Es muss einen „Sieger" geben. Das führt nicht selten zu „Toten" und Verletzten.

Die sozialen Medien bieten in ihrer Anonymität den Rahmen für einen Verfall der Streitkultur. Der Verfall der Sitten scheint mir aber auch in Leserbriefspalten Einzug zu halten, die signiert sind. Ich hinterfrage (= kritisiere) hierzu ganz offen die Streitkultur in Leserbriefen von *Christen heute*. Auch diese werden seit einigen Jahren von Gereiztheit durchzogen. Ätzende, abfällige Bemerkungen zur Person oder das zynische besserwisserische Belehren sind Merkmale, die meines Erachtens eines christlichen Publikums unwürdig sind. Zumindest sollten wir uns eines reinen Sachbezugs befleißigen. Wenn nicht mehr mit Liebe und Achtung kommuniziert wird, hat das Folgen.

Diese Folgen habe ich als Mitarbeiterin des Redaktionsteams bei Gesprächsanfragen für meine Artikel inzwischen mehrfach bemerken müssen: die Scheu, sich öffentlich zu äußern oder zitieren zu lassen. Man habe, so kann man hören, schon frostige und verletzende Reaktionen geerntet, als man seine Haltung dargestellt und dabei auch Persönliches offenbart habe; deshalb wolle man die Öffentlichkeit fortan meiden. Wie viele Lesende mag es geben, die Angst haben, in einem Leser:innenbrief ihren Kopf aus dem Fenster zu stecken, weil sie sich fürchten vor niederschmetternden Reaktionen?

Christen heute begreift sich als „Forum von Lesenden für Lesende" (s. Impressum). In diesem Sinne ist ein Artikel nicht in Stein gemeißelte Haltung, sondern Grundlage für eigenes Nachdenken und Meinungsbildung. Wo nicht mehr fair aufeinander eingegangen wird, wird auch irgendwann der Beitragsstrom abebben, weil niemand „fertiggemacht" werden möchte. Das bekommen nicht zuletzt alle zu spüren, die als interessierte Lesende mehr Vielfalt im Blatt wünschen. Wir schneiden uns mit fehlender Streitkultur ins eigene Fleisch. Wollen wir das? ■

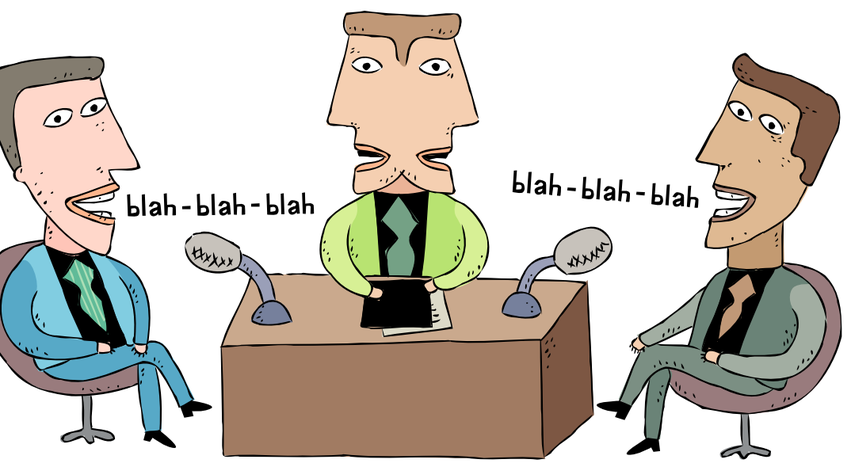


Bild: Wannapik.com

Gift in kleinen Dosen

VON RAIMUND HEIDRICH

Was Mobbing ist? Mobbing ist Gift, das in sehr kleinen, anfangs fast unmerklichen Dosen verabreicht wird und langfristig sehr wirksam ist, garantiert! Der von Mobbing Betroffene merkt anfangs fast nichts, vielleicht nur ein zartes Unbehagen. Erst im Nachhinein geht ihm nach und nach die Dimension dessen auf, was da gerade mit ihm geschieht. Aber dann ist er schon mittendrin. Gift in kleinen Dosen eben.

Mobbing ist anfangs vielleicht sogar eingepackt in Überfreundlichkeit. So kann man gar nicht glauben, dass der Mobber es tatsächlich nicht gut mit einem meint. Diese Ahnungslosigkeit macht wehrlos. Die Warnungen von guten Freunden weist der Gemobbte als übertrieben zurück. Und wenn er es dann doch bemerkt, ist er immer noch überrascht. Dieses Überraschungsmoment lähmt ihn eine Weile. Ärger und die Scham kommen später dann dazu, wenn er zugeben muss, dass er getäuscht worden ist. Wie oft kommt er zu dem Schluss, den Hohn der anderen fürchten zu müssen, und schweigt.

Mobbing ist, wenn alle längst informiert sind, du aber, wieder einmal, im Dunkeln tappst und dich lächerlich machst. Wenn du nachfragst, läufst du gegen eine Wand. Der Mobber stellt sich dumm.

Mobbing ist, wenn Absprachen wieder einmal nicht eingehalten werden und der andere überrascht tut, wenn man ihn daran erinnert. Und es verstärkt sich, wenn das nicht nur einmal, sondern zweimal, dreimal und immer wieder einmal passiert. Du merkst dann schon, dass der Mobber die Absprache und vor allem dich nicht mehr ernst nimmt, sondern dich vorführt, am besten vor anderen.

Mobbing ist, wenn Selbstverständlichkeiten auf einmal problematisiert werden, aus heiterem Himmel nicht mehr gelten sollen und immer wieder neu vom jetzt verunsicherten Gemobbten eingefordert werden müssen.

Mobbing ist, wenn Halbwahrheiten, die man schon längst unzählige Male korrigiert hat, immer wieder zur Sprache gebracht werden, woraufhin der andere den Einspruch überrascht zu Kenntnis nimmt und die erneute Korrektur überfreundlich zulässt, nur um bei der nächsten Gelegenheit die gleiche Halbwahrheit wieder zum Besten zu geben, vielleicht etwas variiert.

Mobbing ist, wenn jemand dir vieles gibt, aber dir das permanent verweigert, was dir eigentlich zusteht. Und wenn er es doch gewährt, sich als großzügig feiern lässt und Dankbarkeit einfordert.

Mobbing ist, wenn jemand auf dich zustürmt, aber nicht dir, sondern der Person neben dir die Hand gibt. Beim ersten Mal vielleicht noch Zufall, beim zehnten Mal sicherlich nicht. Mobbing ist, wenn jemand durch dich hindurchsieht, als wärest du gar nicht anwesend, oder sogar über dich redet, obwohl du im Raum bist. Mobbing ist, wenn der Mobber dir einen Brief schreibt ohne Anrede und ohne Gruß.

Mobbing ist anfangs fast nichts, dann macht es sich vielleicht nur als kleiner, scheinbar unbedeutender Nadelstich bemerkbar, der dich zunächst nur etwas nervt. Dann aber merkt der Gemobbte immer mehr, wie er lächerlich gemacht, hochgenommen, ausgegrenzt, ausgeschaltet und an den Rand gedrückt wird. Auf Dauer wird er zermürbt. Aus versteckter wird immer mehr offene Aggression.

Am Schluss ist das Opfer nicht selten traumatisiert. Vielleicht gibt der Gemobbte „freiwillig" auf und zieht sich zurück. Der Täter aber tut ganz unbeteiligt und weiß von nichts. Und wenn seine Rolle doch etwas auffliegt, behauptet er unverfroren, der Gemobbte wäre ja, zumindest teilweise, selbst schuld an der negativen Entwicklung. Er solle doch nicht übertreiben. Außerdem wäre es doch gar nicht so schlimm gewesen und nun schon eine Zeit her. Und wenn man doch von einer Schuld reden müsse, solle der Gemobbte doch nun endlich die Sache ruhen lassen und als guter Christ dem Mobber verzeihen.

Mobbing lebt zu einem Großteil davon, dass die anderen z. T. feixend mitmachen oder sich wie bloße Zuschauer verhalten, schweigen und so das Mobbing geschehen lassen.

Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

Aber was ergibt sich, wenn jemand beherzt eingreift? Wenn jemand den Mobber mit seinem Namen anspricht, klar, ruhig, entschieden und bestimmt, das Mobbing benennt und das sofortige Unterlassen verlangt? Und was, wenn man erst am nächsten Tag oder in der nächsten Woche den Mut findet, den Mobber so klar anzusprechen? Besser dann als nie! Und wenn der Mobber weiterhin den Ahnungslosen spielt und vielleicht den Mutigen selbst ins Visier nimmt? Sich nicht einschüchtern lassen, sich nicht mit halbherzigen Entschuldigungen abspeisen lassen, eine faire Aufarbeitung verlangen und vor allem: unbedingt Verbündete suchen! Und wenn der Mobber eine besondere Rolle spielt und auf seine (vermeintlichen) Vorrechte pocht? Dann ist Hilfe von außen umso wichtiger, damit faire Aufarbeitung, friedlicher Ausgleich und echter Neubeginn gelingen kann.

P. S. Es kann sich natürlich auch um eine Mobberin handeln und um eine gemobbte Frau. ■

Glauben im Krieg – Krieg um Glauben

Der Ukraine-Krieg im russischen und ukrainischen Fernsehen

VON CHRISTIAN WEBER

Christian Weber ist Historiker und Mitglied der Gemeinde Berlin

Jeder moderne Krieg ist immer auch ein Kampf um die Köpfe und Herzen zumindest der eigenen Bevölkerung. Das heutige Russland setzt aber auch auf die zahlreichen russisch- und zweisprachigen Menschen in der Ukraine. Ich habe mehrere TV-Sender beider Seiten immer wieder beobachtet. Die Fernsehkanäle sind in beiden Ländern nach wie vor die Hauptinfomationsquellen. Im Folgenden beziehe ich mich auf Berichterstattungen am 399. und 400. Kriegstag. Diese Zählung wird nur auf ukrainischer Seite vorgenommen. Es geht mir weniger um einzelne Meldungen als um den Charakter und die Ausrichtung der Sendungen.

Für deutsche Fernsehzuschauer:innen ist erst einmal der Stil auf beiden Seiten etwas befremdlich: Diskussionen sind selten, stattdessen viele lange Statements. Vor allem die Studiosprecherinnen legen dabei ein atemberaubendes Tempo vor.

Beispiel 1

Ich hatte als Nicht-Muttersprachler manchmal Mühe, dem schnellen Wortschwall zu folgen.

Die Unterschiede sind viel gravierender: Im russischen Staatsfernsehen gibt es nur wenige Berichte direkt von den Kampfplätzen vor Ort. Studiodebatten gehen alle von der gleichen „patriotischen" Grundhaltung aus, ergießen sich in ideologischen Schemata: Wir sind die Retter der Zivilisation, die anderen (Ukraine, USA und NATO) sind die dekadenten und „abartigen" Kriegstreiber, die nur zum Ziel haben, Russland und seine „Werte" zu zerstören. In Kiew seien Nazisten, Faschisten und Nationalisten an der Macht.

Die Russen mussten in der Vergangenheit immer wieder gegen den Westen und gegen Faschismus kämpfen. Auffallend viele historische Dokumentationen und Spielfilme huldigen der untergegangenen Sowjetunion. Der Alltag der Bewohner:innen Russlands kommt nicht vor.

Das ukrainische Fernsehen (sowohl staatliche als auch private Sender) kommt ganz anders daher: auffallend viele Frauen in den Studios, zahlreiche direkte Berichterstattung von der Frontlinie und vom Alltag der Zivilbevölkerung. Sowohl Tapferkeit und Mut werden deutlich als auch das Leid und die Probleme. Natürlich hat auch hier alles eine patriotische Note.

Die Gegner sind die sogenannten Okkupanten und Putin. Damit wird indirekt unterschieden zwischen den Kremltreuen und den Kriegsablehnenden. Die meisten befragten Ukrainer:innen werden ziemlich emotional, wenn es um die russische Invasion geht. Aus dem einstmaligen „Brudervolk" sind nun feindliche Nachbarn geworden, denen nicht mehr getraut wird. Die Lieferung neuer westlicher Waffen, die Erfolge der ukrainischen Armee und das Durchhalten der einfachen Bürger:innen werden mit großer Genugtuung dargestellt. Um den Medienkampf beider Seiten plastisch zu machen, habe ich einige prägnante Beispiele von Ende März 2023 ausgewählt.

Beispiele aus der Fernsehberichterstattung

Beispiel 1: Eine der vielen Politshows im russischen Staatsfernsehen: Man streitet nicht um unterschiedliche Bewertungen, sondern darum, wie gefährlich der Westen ist, wie zerstörerisch die Ukraine vorgeht und wie die militärischen Reaktionen der „Eigenen" ausfallen sollen. Die Gefahr durch Spione und „Terroristen" der Gegenseite wird breit diskutiert. Hinsichtlich eines „Schulterschlusses" mit China macht man sich offensichtlich Illusionen.

Beispiel 2: Besonders interessant sind die Sendungen der neuen russischen Kanäle auf der Krim. Es wird die Gefahr einer ukrainischen „Invasion" beschworen. Wie auf dem Bild zu sehen, formieren sich angeblich überall russische Bürgerwehren. Im Reklameblock wird für den Eintritt von Freiwilligen in die Gruppe „Wagner" geworben. Andererseits wird gezeigt, wie gut Moskau für die Verbesserung der Wirtschaft und Infrastruktur auf der Krim sorgt. Davon können die Russen in vielen anderen Landesteilen nur träumen!

Beispiel 3: Die russisch-orthodoxe Kirche im ganzen Land segnet die Kämpfer für Russlands Größe. Im fernen Omsk wird z. B. eine Weihe eines neuen Kuppelkreuzes dazu genutzt, den Sieg der eigenen Armee zu beschwören. Staat und Kirche sind im gleichen nationalistischen Rausch vereint. Damit ist klar: Ein orthodoxer Christ muss „Patriot" sein und bereit, Opfer für den Sieg zu bringen.

Beispiel 4: Die ukrainischen Nachrichtensendungen berichten ausführlich vom Kriegsgeschehen – auch vor Ort. Verlustzahlen werden nur für die russische Seite genannt. Westliche Waffen werden mit ihren Vorzügen genau dargestellt. Selenskij tritt täglich öffentlich auf. In letzter Zeit kommt er häufiger zu den Frontkämpfer:innen, um Dankesworte und Auszeichnungen zu verteilen. Er wird so zum aktiv Handelnden und Anpackenden – ganz im Gegensatz zu Putin, der meist nur im Kreml am Tisch sitzt.

Beispiel 2

Beispiel 5: Ausführlich wird im ukrainischen Fernsehen von den Zerstörungen, Plünderungen, Morden und dem trotzigen Abwehrkampf berichtet. Die immer besser organisierte zivile Hilfe und die zahlreichen freiwilligen Helfer kommen ausführlich zu Wort: Frauen, die in Lebensmitteldepots, Küchen und Verteilungsstationen arbeiten. Junge Männer, die erfindungsreich technische Bastelarbeit zur Unterstützung der Armee leisten.

Beispiel 6: Ein Höhepunkt jener Tage waren die Vorgänge um die Räumung des berühmten Kiewer Lawra-Klosters, das bisher hauptsächlich von der moskautreuen orthodoxen Kirche in der Ukraine genutzt wurde. Die Frist für den Auszug der Priester, Mönche, Nonnen und Seminaristen war abgelaufen. Die genauen Hintergründe kann ich an dieser Stelle nicht schildern, denn das würde den Rahmen dieses Artikels sprengen. In einer vorangegangenen Ausgabe wurde über die Kirchenspaltungen schon berichtet. Nur soviel: Die offizielle Teildistanzierung vom Moskauer Patriarchat war ganz offensichtlich nicht ganz ehrlich. Im russischen Staatsfernsehen wird das Ganze natürlich als Beweis für religiöse Intoleranz des „Kiewer Regimes" gesehen. Eine Stellungnahme des Klostervorstehers – ich habe den Wortlaut durch eine offizielle Webseite und die ZDF-Berichterstattung bestätigt gefunden – verflucht die ukrainische Regierung und behauptet, dass „Gott sie strafen wird".

Beispiel 7: Das ukrainische Fernsehen stellt die Situation natürlich völlig anders dar. Man verschweigt aber auch nicht den Protest zahlreicher Kirchenanhänger:innen, die gegen den Auszug protestieren. Ein Kiewer Privatsender hatte sogar stundenlang einen Live-Reporter vor Ort, der unablässig berichtete. Beide Seiten kamen zu Wort. Es wurde sogar das heftige Zusammentreffen einer Protestanführerin mit einer leitenden Regierungsmitarbeiterin, die das Vorgehen begründete, gezeigt. Irgendwie konnte ich auch die einfachen Gläubigen verstehen, die weiter in ihre vertraute Kirche gehen möchten. Die Polizei war in geringer Zahl vor Ort, griff aber nicht ein.

Beispiel 8: Was der Ukraine bei einer Niederlage geblüht hätte, wird deutlich, wenn man z. B. eine Sitzung des Scheinparlaments auf der Krim verfolgt. Das ist dann so ähnlich wie auf dem chinesischen Volkskongress oder früher bei Volkskammersitzungen der DDR: keine Diskussionen, nur Begründungen für die vorbereiteten Anträge, einstimmiges Abstimmungsverhalten, staatliche Lenkung aller Wirtschafts- und Lebensbereiche. Das Geld für „Maßnahmen" kommt aus Moskau, die ideologischen Vorgaben auch. So etwas werden die meisten Ukrainer:innen ablehnen, denn sie wollen eine pluralistische Demokratie, keine Oligarchenwirtschaft und keine Regierungskorruption. Eine solche Demokratie aufzubauen bleibt Aufgabe für die Nachkriegszeit!

Fazit: Kirchen vermischen christlichen Glauben und politische Überzeugungen

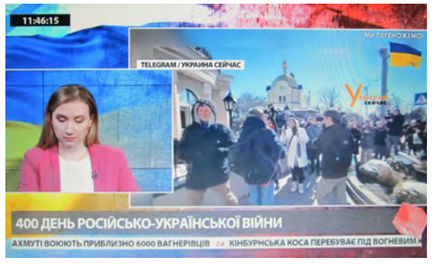
Viele Bürger:innen vor allem Russlands sind auf die Medien des eigenen Landes angewiesen, um zu erfahren, was sich abspielt. Da das Internet zensiert oder auch teilweise gesperrt ist, sind die Narrative der Moskauer Regierung alternativlos. Es sei denn, man hat einen eigenen kritischen Verstand und Medienkompetenz. Die Kenntnis anderer Sprachen ist auch von Vorteil. In jedem Krieg mit einem äußeren Gegner schart sich in den allermeisten Fällen die eigene Bevölkerung um ihre „Anführer". Wenn dann auch noch die Kirche(n) sich staatsnah geben, wird die Friedensbotschaft des Evangeliums verstummen. Hier vermischen sich dann ein vermeintlich christlicher Glaube mit dem Glauben an weltliche „Wahrheiten". Als Deutsche haben wir in unserer eigenen Geschichte damit unheilvolle Erfahrungen gemacht. ■

Beispiel 3

Beispiel 4

Beispiel 5

Beispiel 6



Beispiel 7

Beispiel 8

Hintergrundbild: Guy Mayer, „Deep within your heart“, Flicker

Wohlwollen

VON ANGI BAUR

Angi Baur ist Mitglied der Gemeinde Stuttgart

LEBENDIGE,
schenk mir einen gütigen Blick
ein weiches, liebendes Herz
einen friedvollen Geist

Gib mir eine achtsame,
wohlwollende Haltung
allen Geschöpfen,
auch mir selbst gegenüber

Lass mich allen Menschen
vorurteilsfrei und offen begegnen
achtsam und mitfühlend
Lass mich allen Wesen
Licht und Liebe senden

EWIGE
schenk mir deine heilende Nähe
dein zärtliches Wohlwollen
deinen stärkenden Segen
Heute und jeden Tag neu
AMEN

Freiburg

Einführung von Markus Laibach

In einem festlichen Gottesdienst hat Bischof **Matthias Ring** am 23. April Markus Laibach in den Dienst als Pfarrer der Gemeinde Freiburg eingeführt. Die rege Beteiligung aus der Freiburger Gemeinde, aus Laibachs bisheriger Gemeinde Karlsruhe, aus der Ökumene und von Kollegen aus dem Dekanat und darüber hinaus machte die Freude über diesen Neubeginn sichtbar. Das Foto zeigt die Kommunionausteilung aus der Sicht des Organisten Felix Bauer. ■

Konstanz

Mit Jesus unterwegs

Sechs Kinder feierten am 30. April ihre Erstkommunion. Mit dem Lied „Mit Jesus unterwegs", das in den vergangenen Monaten das Motto der Kommunionvorbereitung war, zogen sie zusammen mit Pfarrer **Jozef Köllner** in die Kirche ein. Aktiv gestalteten sie, ihre Paten und Eltern den feierlichen Gottesdienst mit, in dessen Verlauf sie dann zum ersten Mal ohne Begleitung ihrer Eltern am Tisch des Herrn standen. Auf diesen Moment hatten sie sich in gemeinsamen Gruppenstunden und durch das Mitwirken in verschiedenen Gottesdiensten vorbereitet.

Im Gottesdienst stand das Emmaus-Erlebnis im Mittelpunkt, die Erkenntnis, dass Jesus in Brot und Wein, im Mahl, bei uns und gegenwärtig ist und sich so immer wieder zu erkennen gibt. Aber auch der Frage, was denn alles nötig ist, damit Brot entstehen kann, gingen die Kinder in einem Sprechspiel nach. Fröhlich (und auch ein wenig erleichtert) verließen die Sechs nach dem Gottesdienst die Kirche, um mit ihren Familien diesen besonderen Tag zu feiern. Auf dem Bild sind vor den MinistrantInnen und dem Pfarrer zu sehen (v. l. n. r.): Pascal Wolter, Leia Zivoder, Eli Wolter, Mika Griener, Leonora Griener, Noel Rutka. ■

Veit Schäfer verstorben

Regelmässigen Leserinnen und Lesern von *Christen heute* ist **Veit Schäfer** seit langem ein Begriff: Fast in jeder Ausgabe schrieb er mindestens einen Beitrag. Dabei orientierte er sich häufig an Jubiläen oder an neu erschienenen Briefmarken und bereicherte so die Themenvielfalt. Raimund Heidrich, ein anderer regelmäßiger Autor, schrieb mir auf die Nachricht von Veit Schäfers Tod hin: „Veit war nun wirklich ein besonderer Autor von *Christen heute*. Mir ist er schon lange aufgrund seiner fundierten Recherchen, seines großen theologischen Wissens und seiner reflektierten Positionen aufgefallen. Als ich dann erfuhr, dass er gar kein ‚studierter Theologe' ist, war ich sehr überrascht, steckt er doch viele studierte und geweihte Theologen unserer Kirche in die Tasche. Gäbe es ein ‚Theologen-Diplom ehrenhalber' müsste es ihm sofort verliehen werden."

Veit Schäfer selbst schrieb mir am 25. Februar (eine Woche nach seinem 81. Geburtstag) in einer Mail: „Mir geht es nicht so gut, ich sitze seit 10. Dezember im Rollstuhl und meine Beine und auch meine Hände sind nicht mehr sehr tauglich für das, was sie eigentlich leisten sollten. … Bei alledem möchte ich, so es irgend geht, weiter in der Redaktion mitarbeiten." Und das hat er getan, bei allen Einschränkungen! Sein letzter Beitrag über das Erste Laterankonzil vor 900 Jahren, mit Hilfe von Spracherkennungssoftware in den PC diktiert, erschien in der Mai-Ausgabe von *Christen heute* (S. 25), die erst eine Woche nach seinem Tod am 24. April in den Briefkästen und an den Schriftenständen war.

In der nächsten Ausgabe möchten wir Veit Schäfer ausführlicher würdigen.

Veit, lebe in Gottes Licht!

Gerhard Ruisch

Österreich

Maria Kubin ist die erste alt-katholische Bischöfin

VON WALTER JUNGBAUER

Die Bischofswahlsynode der alt-katholischen Kirche in Österreich hat am 22. April zum ersten Mal eine Frau in den bischöflichen Dienst gewählt. Die 1965 geborene Vikarin Maria Kubin aus Graz erhielt im dritten Wahlgang die notwendige Stimmenmehrheit. Die beiden männlichen Bewerber hatten ihre Kandidaturen bereits in den Tagen vor der Wahlsynode jeweils aus persönlichen Gründen zurückgezogen. Kubin ist damit auch die erste Bischöfin in der Utrechter Union der alt-katholischen Kirchen und Nachfolgerin von Bischof Dr. Heinz Lederleitner.

Kubin wirkt seit 30 Jahren als Psychotherapeutin und arbeitet derzeit an ihrer Doktorarbeit zu der Frage, wie Menschen, die Traumaerfahrungen gemacht haben, mit Religion zurechtkommen. Sie schloss sich 2008 der alt-katholischen Kirche an und nahm später ein römisch-katholisches Theologiestudium an der Universität Graz auf, welches sie 2020 abschloss; im Anschluss ergänzte sie dieses Studium noch mit einem Masterstudiengang in alt-katholischer und ökumenischer Theologie an der Universität Bonn. 2017 wurde sie zur Diakonin, 2019 zur Priesterin geweiht.

Sie möchte erreichen, dass sich die Menschen in der alt-katholischen Kirche in Österreich gesehen, verstanden und wertgeschätzt fühlen; das benennt die neue Bischöfin als das wichtigste Ziel ihres Dienstes. „Dann werden sie selbst gestärkt hinausgehen und sich für die Welt einsetzen: für den Frieden, gegen jede Ungerechtigkeit, in Solidarität für Arme und Ausgeschlossene, für Tiere, für die Umwelt. Dann leben wir im Geiste Christi und folgen seinem Beispiel", so Kubin in einem ersten Statement. Sie ruft ihre Kirche daher dazu auf, sich gemeinsam als Prophetinnen und Propheten für diese Welt einzusetzen, um dieses Ziel zu erreichen.

Wenn kein Mitglied der *Internationalen Bischofskonferenz (IBK)* Einspruch gegen den Wahlvorgang oder die Person der Gewählten erhebt und sobald die IBK die Wahl bestätigt hat, unterzeichnet die neue Bischöfin das Statut der IBK und wird in den Kreis der Bischöfe aufgenommen. Die Weihe der neuen Bischöfin ist für Samstag, den 24. Juni, in Wien geplant. ■

Bischof Wiktor Wysoczański verstorben

VON ANGELA BERLIS

Prof. Dr. Angela Berlis ist Direktorin des Instituts für Christkatholische Theologie an der Universität Bern

Der polnisch-katholische Bischof Prof. Dr. theol. habil. Dr. h. c. Wiktor Wysoczański starb am 27. April 2023 nach schwerer Krankheit im Alter von 84 Jahren in Warschau.

Wiktor Wysoczański wurde am 24. März 1939 in Wysocko Wyżne in der heutigen Ukraine geboren. Von 1960 bis 1964 studierte er an der *Christlichen Theologischen Akademie* in Warschau Theologie und schloss mit einem Magister ab. Am 2. Februar 1963 wurde er zum Priester geweiht. Neben verschiedenen Verpflichtungen in der Kirche arbeitete Wiktor Wysoczański seit 1967 in der alt-katholischen Sektion der *Christlichen Theologischen Akademie* in Warschau, der wissenschaftlichen Ausbildungsstätte, an der Personen verschiedener Kirchen außer der römisch-katholischen Kirche Theologie studieren und lehren.

Mit einem Stipendium der Christkatholischen Kirche der Schweiz verbrachte er das Wintersemester 1971 und

Sommersemester 1972 an der *Christkatholisch-Theologischen Fakultät* der Universität Bern und setzte hier seine Studien fort. 1982 promovierte er mit einer historischen Aufarbeitung der Entstehung der Polnisch-Katholischen Kirche in den USA, ihrer Entwicklung und ihrer Beziehung zur Utrechter Union (1897-1944), drei Jahre später habilitierte er in Warschau mit einer Arbeit über die Polnisch-Katholische Kirche in Polen (1944-1975). Mehrere seiner insgesamt etwa 150 wissenschaftlichen Beiträge sind in deutscher Sprache in der in Bern herausgegebenen *Internationalen Kirchlichen Zeitschrift* (IKZ) erschienen, deren langjähriger Mitherausgeber er bis zu seinem Tod war.

Seit 1990 lehrte Wiktor Wysoczański als Professor Alt-Katholizismus, Kirchenrecht und Staatskirchenrecht. Als solcher veranlasste er die Übersetzung des Standardwerks von Urs Küry über „Die Altkatholische Kirche" (1982) ins Polnische (1996). Urs Küry, Professor an der *Christkatholisch-Theologischen Fakultät* und christkatholischer Bischof, und andere christkatholische Pfarrer und Theologen kannte er sehr gut infolge seines Studienaufenthalts in Bern. Mit der Übersetzung des „Küry" wollte Prof. Wysoczański zwischen dem deutschsprachigen und dem polnischen Alt-Katholizismus vermitteln.

Von 1990 bis 1996 sowie von 2002 bis 2008 war Prof. Wysoczański Rektor und anschließend Prorektor der *Christlichen Theologischen Akademie* in Warschau. Im Oktober 1994 schlossen die Akademie und die *Christkatholisch-Theologische Fakultät* der Universität Bern einen Vertrag über internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit ab, was dazu führte, dass bis etwa 2006 sehr regelmäßig Studierende oder Doktorierende aus Polen für längere Studienaufenthalte nach Bern kamen. Der Vertrag besteht bis heute.

Bereits 1975 zum Bischof gewählt, empfing Wiktor Wysoczański am 5. Juni 1983 durch den Erzbischof von Utrecht, Marinus Kok, die Bischofsweihe in Warschau. Von 1985 bis 1995 war er Weihbischof (mit dem Recht der Nachfolge), seit 1995/96 als Nachfolger von Bischof Tadeusz Majewski Leitender Bischof der Polnisch-Katholischen Kirche. Er engagierte sich stark im theologischen Dialog zwischen alt-katholischen und orthodoxen Kirchen sowie mit der römisch-katholischen Kirche in Polen. Im Jahr 1999 empfing er auf Antrag der *Christkatholisch-Theologischen Fakultät* einen Ehrendoktor der Universität Bern.

Möge Wiktor Wysoczański ruhen in Frieden! Wir trauern mit der Polnisch-Katholischen Kirche und mit der *Christlichen Theologischen Akademie* um den Verlust ihres langjährigen Leitenden Bischofs und Professors Wiktor Wysoczański! ■

Zum Tod von Jacques Gaillot

Der „Bischof der Ausgeschlossenen" wurde in die Wüste versetzt

VON GERHARD RUISCH (UNTER VERWENDUNG VON MATERIAL VON KNA)

Jacques Gaillot hat mir schon imponiert, als er Bischof der römisch-katholischen Diözese Évreux in Frankreich war. Er hat kein Blatt vor den Mund genommen, persönlich sehr bescheiden gelebt und für die Rechte der Benachteiligten gekämpft. Berührungsängste kannte er dabei nicht. Er hat aber auch offen geredet, wenn er mit der offiziellen Linie seiner Kirche nicht einverstanden war. Gaillot eckte in den 1980er Jahren regelmäßig mit TV-Auftritten an, als er den Zölibat oder die Haltung der Kirche zu Homosexualität, Aids oder zu Frankreichs nuklearer Abschreckung kritisierte. Im Interview des Männermagazins *Lui* nannte er Geschlechtsverkehr „großartig und schön". Und in einem Beitrag für eine französische Homosexuellen- Zeitschrift schrieb er: „Homosexuelle werden uns im Himmel vorausgehen."

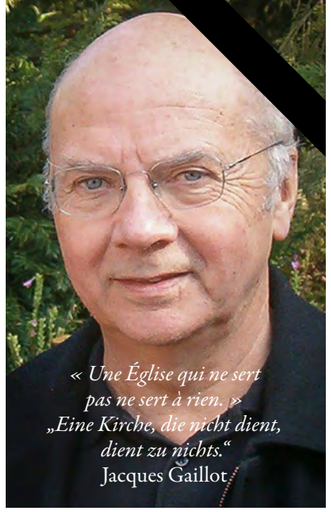
Später hat ein Missbrauchsskandal auch Jacques Gaillot eingeholt. Es wurde bekannt, dass er 1988, in seiner Zeit als Bischof von Évreux, einen in Kanada wegen Kindesmissbrauchs zu 20 Monaten Gefängnis verurteilten Priester nach dessen Haftentlassung aufgenommen hatte. Später bezeichnete er es als Fehler, dass er ihn als Gemeindepfarrer eingesetzt hatte, bis er rückfällig und nun zu 12 Jahren Gefängnis verurteilt wurde.

1995 wurde es dem damaligen Papst Johannes Paul II. zu bunt. Er hat das *„Enfant terrible"* der französischen Bischöfe seines Amtes enthoben und ihn „versetzt" – in eine Diözese, die schon im 5. Jahrhundert untergegangen war: Partenia im heutigen Algerien. Die ungewohnte, harte und – nach Einschätzung des Bonner Kirchenrechtlers Norbert Lüdecke – rechtlich zumindest fragwürdige Maßnahme löste Proteste im In- und Ausland aus. Als Jacques Gaillot in Évreux seinen Abschiedsgottesdienst feierte, war die Stadt in der Normandie im Ausnahmezustand. Mit 300 Bussen und drei Sonderzügen reisten Menschen an, die ihn ihrer Solidarität versichern wollten. Gaillot warnte damals vor einer „Kirche des Ausschließens" und plädierte für eine „Kirche der Ausgeschlossenen".

Der geschasste Bischof reagierte auf seine „Versetzung" auf eine Weise, mit der keiner gerechnet hatte. Anstatt sich deprimiert zurückzuziehen, suchte er sich einen völlig neuen Wirkungskreis: Er wurde im damals noch jungen Internet aktiv und errichtete dort eine „virtuelle Diözese" mit der Adresse www.partenia.org, die ein Jahr nach seiner Amtsenthebung zunächst in französischer Sprache, später unter anderem auch auf Deutsch online ging. Im Internet konnte er nun noch offener seine oft unbequeme Meinung vertreten; Veranstaltungen wurden angekündigt, geistliche Impulse verbreitet und andere kirchliche Dissidenten erhielten dort Raum. Nach eineinhalb Jahrzehnten zog sich Gaillot 2010 auch dort zurück. (Die Website besteht noch als Fotoalbum über das Leben von Gaillot).

Nach seiner Amtsenthebung blieb Gaillot im Ruf eines „Bischofs der Ausgeschlossenen". In Frankreich kämpfte er für die Rechte von Arbeitslosen, Obdachlosen, Häftlingen und illegalen Ausländern. Gelegentlich wurde er als Vermittler angerufen, etwa wenn „Illegale" mit den Behörden über Bleiberechte stritten. Aufsehen erregte auch eine Irak-Reise kurz vor Beginn des Krieges im März 2004.

Seitdem wurde es eher ruhig um ihn – bis ihn Papst Franziskus 2015 in einer spektakulären Geste ins Bewusstsein zurückholte. Er empfing den fast gleichaltrigen Gaillot kurz vor dessen 80. Geburtstag zu einem 45-minütigen „privaten Gespräch" im Vatikan. Ein Vertrauter Gaillots sprach anschließend von einem „Treffen von Gleichgesinnten".



Mit Blick auf die Segnung von wiederverheirateten Geschiedenen oder homosexuellen Paaren habe der Papst gelächelt und gesagt: „Der Segen Gottes ist für alle da." Und zur Sorge für Flüchtlinge und Migranten, eine der zentralen Aufgaben Gaillots seit seiner Absetzung, habe Franziskus betont: „Die Migranten waren und sind immer das ‚Fleisch' der Kirche." Gaillot selbst sagte nach der Begegnung, er fühle sich nunmehr „rehabilitiert".

Nun ist Gaillot im Alter von 87 Jahren an den Folgen einer Krebserkrankung gestorben. ■

Freiburg

Ein besonderer musikalischer Gottesdienst

VON MARION FAHRENKÄMPER, HELEN ROSE WILSON UND FRIEDLINDE RUISCH

Am 18. Dezember 2022 fand in der alt-katholischen Gemeinde St. Ursula ein festlicher, ganz besonderer musikalischer Gottesdienst zum 4. Advent statt. Musikalisch war dieser Gottesdienst dem bedeutenden niederländischen Komponisten Jacob van Eyck (1589/90-1657) gewidmet. Auch an seiner Musik kann man erkennen und nachvollziehen, wie sehr der Wandel in der Theologie der Reformationszeit die gesamte Kirchenmusik und das Komponieren beeinflusst hat.

Die Gottesdienstkollekte des Sonntags war dem *Projekt Jakob van Eyck* des Fördervereins am *Deutschen Zentrum für barrierefreies Lesen (dzb lesen)* zugedacht. Das Projekt unterstützt die Übertragung der Werke Jacob van Eycks in die tastbare Braille-Musiknotation, um die Noten so blinden Musikerinnen und Musikern weltweit zugänglich zu machen.

„Für unseren alt-katholischen Kirchenvorstand hier in St. Ursula", so Helen-Rose Wilson, Kirchenmusikbeauftragte, Organistin und Chorleiterin der Gemeinde, „war der Vorschlag für einen kirchenmusikalisch besonders gestalteten Gottesdienst in der Adventszeit sehr willkommen. Die Umwidmung der Sonntagskollekte zur Unterstützung des *Projekts Jakob van Eyck* des Fördervereins am *dzb lesen* wurde sofort einstimmig beschlossen. Unsere Kirchengemeinde hat schon immer großen Wert auf eine abwechslungsreiche und qualitativ hochwertige Kirchenmusik gelegt. Die Gottesdienstbesucher wissen das sehr zu schätzen und sind immer offen für Neues. Da es in unserer Gemeinde auch sehbehinderte Menschen gibt, die sich seit langem an der musikalischen Gestaltung der Gottesdienste aktiv beteiligen, stieß der Zweck der Kollekte auf offene Herzen und ebenfalls geöffnete Geldbeutel."

Jakob van Eyck gehörte zu den bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit. Von Geburt an blind, war er in Utrecht für die Glocken und Glockenspiele der Stadt zuständig und bildete zahlreiche junge Spieler aus. Zudem war er ein begnadeter Blockflötist und hinterließ drei große Sammlungen mit Musik für Blockflöte solo, den *„Fluyten Lust-hof"* – wunderbare Kompositionen, die an vielen Stellen hochvirtuos sind, an anderen hingegen eine fast meditative Ruhe besitzen.

Der *„Fluyten Lust-hof"* enthält Variationen auf etwa 140 bekannte, zeitverwandte Kirchenlieder, Volkslieder und Tänze. Als Quelle der Kirchenlieder diente Jacob van Eyck der „Genfer Psalter", eines der wichtigsten Gesangbücher der Reformationszeit. An seiner ersten Straßburger Fassung war der Reformator Johannes Calvin (1509-1564) zentral beteiligt. Im Jahr 1573 erfolgte die außerordentlich weit verbreitete erste deutsche Übersetzung durch Ambrosius Lobwasser (1515-1585).

Johannes Calvin lernte während seiner Zeit in Straßburg (1538 – 1541) zwar den mehrstimmigen Gemeindegesang im Gottesdienst kennen, doch nach seiner theologischen Auffassung sollte im reformierten Gottesdienst nichts vom Bibelwort ablenken, und so war er ein strenger Verfechter des einstimmigen Gemeindegesangs. In Straßburg war die Tradition des mehrstimmigen Gemeindegesangs jedoch weiter präsent, und so setzten sich rasch die mehrstimmigen Vertonungen des Psalters durch, allen voran diejenige von Claude Goudimel (1514-1572) aus dem Jahr 1564. Die Bekanntheit dieser Vertonungen heute wurde nicht zuletzt durch Richard Gölz (1887 – 1975) gefestigt, der den 118. Psalm in der Vertonung Goudimels in das renommierte evangelische „Chorgesangbuch" (1934) aufnahm.

Diese Tradition des mehrstimmigen Psalmengesangs kannte Helen-Rose Wilson aus den Gottesdiensten der anglikanischen Kirche ihrer australischen Heimat. Deshalb kam der Schola in St. Ursula musikalisch auch eine

besondere Bedeutung zu. Friedlinde Ruisch, ihre Leiterin, sagt:

„Schon lange gibt es in der Freiburger alt-katholischen Kirche einen Liturgischen Chor, der projektweise für besondere Feste zusammenkommt. Über viele Jahre gab es auch einen sehr lebendigen Jugendchor, der regelmäßig einmal im Monat den Gottesdienst musikalisch bereicherte. Als das Chorsingen coronabedingt zeitweise unmöglich war und auch Präsenzgottesdienste nicht stattfinden konnten, bildete sich aus beiden Chören eine kleine solistische Schola, die die Online-Gottesdienste musikalisch gestaltete. Diese Regelung war für alle Beteiligten – Gemeinde, Liturgieteam und SängerInnen – eine Bereicherung und half allen, die schwierige Zeit zu bestehen. Durch das regelmäßige sonntägliche Singen gewann die Schola an zusätzlicher Sicherheit und Qualität, sodass sie auch aktuell weiter solistisch im Gottesdienst singt“.

Im Wortgottesdienst am 4. Advent wurden somit konkret drei Vertonungen (Vaterunser, Magnifikat, Psalm 118) von Jacob van Eyck (Solo-Blockflöte) im strophischen Wechsel mit historisch passenden Chorsätzen (einstimmig, Faux-bourdon-Satz, metrischer 4-stimmiger Satz) von der Schola vorgetragen. Die Gemeinde ergänzte jede Einheit durch eine abschließende Liedstrophe aus dem Gesangbuch. Zusätzlich dazu wurden natürlich auch die bekannten Kirchenlieder zum 4. Advent mit Freude gesungen. Entstehen konnte auf diese Weise ein Gottesdienst, der musikalisch „gemeinsam von allen“ (Solo-Blockflöte, Schola, Organisten, Gemeinde) gestaltet wurde. Und so fand im anschließenden Kirchenkaffee ein angeregter Gedankenaustausch zum Gottesdienst, zum *Projekt Jacob van Eyck* und zu den Wechselwirkungen zwischen Theologie und Kirchenmusik statt.

Die MusikerInnen stehen für Fragen (bitte per Mail an die Redaktion) gerne zur Verfügung. Weitere Informationen zur Gottesdienstliturgie vom 18.12.2022: www.windkanal.bonusmaterial. ■

→ *Weitere Informationen zum Projekt Jacob van Eyck des Fördervereins Freunde des barrierefreien Lesens e. V. am Deutschen Zentrum für barrierefreies Lesen unter Tel. 03 41/71 13-146 oder www.buch-patenschaft.de/buecherlisten/braille-noten.*

Pastorale Begegnungsreise nach Polen

VON WALTER JUNGBAUER, OLIVER KAISER, JENS SCHMIDT UND RUTH TUSCHLING

Foto v.l.n.r.: Walter Jungbauer, Jens Schmidt, Ruth Tuschling, Oliver Kaiser

Vom 17. bis 23. April unternahmen wir, vier Geistliche der Dekanate Nord und Ost, eine pastorale Begegnungsreise zu unserer polnisch-katholischen Schwesterkirche. Das gegenseitige Kennenlernen und der Austausch über die Situationen der Kirchen und Gemeinden standen dabei im Vordergrund.

Am Dienstag traf unsere Reisegruppe mit dem Lubliner Pfarrer und Bischöflichen Vikar Andrzej Gontarek zu einem ersten Austausch zusammen. Er informierte uns über die aktuelle Situation der polnisch-katholischen Kirche und die Fragen, welche sie bewegen. Wir berichteten unsererseits aus der deutschen Kirche. Der Bischöfliche Vikar, der sehr gut Deutsch spricht, begleitete uns während der meisten Zeit unseres Aufenthalts und unterstützte die Begegnungen dabei u. a. auch als Übersetzer; er wurde damit zu einem unverzichtbaren Bindeglied bei den Begegnungen. Am Dienstag-Nachmittag, dem Shoah-Gedenktag Israels, konnten wir dann u. a. das ehemalige deutsche Konzentrationslager Majdanek bei Lublin besuchen.

Der Mittwoch war angefüllt mit dem Besuch der polnisch-katholischen Gemeinden in Zamość, Żółkiewka und Kosarzew; dort fand vor allem ein Zusammentreffen mit den polnischen Kollegen statt. Abgeschlossen wurde der Tag dann mit einer Eucharistiefeier mit der Gemeinde in Lublin. Am Donnerstag konnten wir bei der Beerdigung des kürzlich im Alter von nur 62 Jahren verstorbenen Pfarrers Waldemar Mroczkowski mit rund zwanzig polnischen Pfarrern und einer Trauergemeinde von etwa 250 Personen in Dąbrówka zusammentreffen; die Witwe lud uns danach noch zum Zusammensein mit der Trauergemeinde und den Geistlichen ein, so dass noch weitere Gespräche stattfinden konnten. Wir waren beeindruckt, dass fast das gesamte Dorf zu der Beerdigung kam, auch die Mitglieder der römisch-katholischen Gemeinde und deren Pfarrer. Zudem fiel uns die große innere Anteilnahme und Aufmerksamkeit für die Feier besonders auf.

Die polnisch-katholische Kirche hat rund 20.000 Mitglieder und 50 Geistliche, die sich in zwölf Dekanaten auf die drei Bistümer Warschau, Breslau und Krakau-Tschenstochau verteilen. Die Bischofssitze Breslau und Krakau-Tschenstochau sind seit längerer Zeit vakant. Am 13. Juni ist eine gemeinsame Synode der drei Bistümer in Konstancin geplant, auf der neue Bischöfe für alle drei Diözesen gewählt werden sollen. ■

Am Freitag reiste unsere Gruppe zu Begegnungen nach Warschau. Auftakt war dort ein Treffen mit Domprfarrer Henryk Dąbrowski in der polnisch-katholischen Heilig-Geist-Kathedrale. Im Anschluss besuchten wir das Ordinariat der polnisch-katholischen Kirche. Leider mussten wir erfahren, dass unser geplantes Treffen mit dem Bischof des Bistums Warschau, Wiktor Wysoczański, nicht stattfinden konnte, da er zu diesem Zeitpunkt bereits im Sterben lag.

Danach unternahmen wir noch eine Besichtigungstour in die Altstadt Warschaus. Wir besuchten die römisch-katholische Johannes-Kathedrale und die Kirche, in welcher Jerzy Popieluszko gewirkt hatte, der Priester, der aufgrund seiner Unterstützung der Opposition um die Solicarność im Oktober 1984 ermordert worden war. Kurz nach dem 80. Jahrestag des Aufstands der Menschen jüdischen Glaubens besuchten wir auch die Erinnerungsstätte an das ehemalige Warschauer Ghetto. In nächster Nähe zum Gedenkort steht das ehemalige jüdische Kinderkrankenhaus, das in den kommenden Jahren zu einem großen Ghetto-Museum ausgebaut werden soll.

Am vorletzten Tag des Aufenthalts waren wir gemeinsam mit dem Bischöflichen Vikar Gontarek noch zu einem Gemeindefest nach Bydgoszcz eingeladen, bei dem wir mit Gemeindemitgliedern zusammentrafen und erneut die überaus große Gastfreundschaft der polnischen Geschwister erleben durften; an dem Gottesdienst bei diesem Gemeindefest feierte in ökumenischer Gemeinschaft auch der evangelisch-methodistische Pastor der Gemeinde in Bydgoszcz mit.

Abgeschlossen wurde der Besuch mit der sonntäglichen Eucharistiefeier in der Gemeinde Lublin, der Pfarrer Kaiser und Pfarrer Schmidt gemeinsam mit Andrzej Gontarek vorstanden. Pfarrer Kaiser sprach am Ende des Gottesdienstes auch noch ein Grußwort für die Reisegruppe auf Polnisch.

Der Erzbischof von Utrecht, Bernd Wallet, hat auch das, was wir bei dieser Reise erfahren haben, gut in Worte gefasst, als er zurückblickend auf das Wirken von Bischof Wiktor Wysoczański geschrieben hat:

Bischof Wiktor [legte] *großen Wert auf unsere Zusammenarbeit und unseren Austausch. Auch dank seiner Führung blieb die polnische Kirche in der Utrechter Union. Als andere alt-katholische Kirchen das apostolische Amt für berufene Frauen öffneten und die polnisch-katholische Nationalkirche aus den USA dies als Bruch ansah, stellten die Kirchen Polens und der Tschechischen Republik fest, dass diese Entscheidung nicht kirchentrennend war. Nach Ansicht von Bischof Wiktor ist es wichtig, dass wir uns als Ortskirchen gegenseitig Halt und Raum geben, auch wenn die Dinge schwierig sind und wir zu unterschiedlichen Ansichten kommen.*

Wir erlebten in diesem Sinne einen regen Austausch an allen besuchten Orten, sowie eine überaus freundliche Aufnahme, großes Interesse und herzliche Gastfreundschaft. Natürlich waren auch Unterschiede in so manchen liturgischen Traditionen und teilweise auch eine kulturelle Fremdheit spürbar, aber es war immer wieder zu spüren, dass gerade in dieser Fremdheit unerwartet Gott in der Gemeinschaft erfahrbar wurde und wir ihm auf dem gemeinsamen Weg begegnen durften.

Bemerkenswert war auch das diakonische Engagement unserer polnischen Schwesterkirche: So wurden die Spendengelder aus der Utrechter Union für die Ukraine auf die polnisch-katholischen Gemeinden in Grenznähe verteilt; die Gemeinde Lublin z. B. kaufte 18 Laptops für den Schulunterricht ukrainischer Flüchtlingskinder. Ein verbreitetes Konzept in der polnisch-katholischen Kirche ist das der „aktiven Buße“ in Form von Sachspenden. So geht der Bischöfliche Vikar Gontarek regelmäßig zu verschiedenen Waisenhäusern und bringt von der Gemeinde z. B. Marmelade, Zucker und Zahnpasta.

Wir sind sehr dankbar für den Austausch und die Begegnungen sowie die überaus warmherzige Aufnahme, die wir bei unseren polnischen Geschwistern erleben durften. Wir hoffen darauf, dass wir bald Besuch aus Polen empfangen dürfen. ■

Foto oben: Sonntagsgottesdienst mit (v. l.) Pfr. Jens Schmidt, Bischöflicher Vikar Andrzej Gontarek und Pfr. Oliver Kaiser. Foto unten: Polnisch-Katholische Kirche in Thorn

Titelthema

Was unsere Gesellschaft zusammenhält

Ein Zwischenruf

VON BRUNO HESSEL

Die alt-katholische Kirche in Deutschland neigt ja eher zur Introvertiertheit und oft genügt sie sich selbst. Erkennbare gesellschaftspolitische Positionen sind selten. Insofern lässt eine Aussage von Bischof Matthias Ring in *Publik-Forum* vom 10. Februar 2023 aufhorchen. In diesem Interview bedauert Bischof Ring, „dass ethische und gesellschaftspolitische Themen in unserer Kirche nie diskutiert wurden. Heute

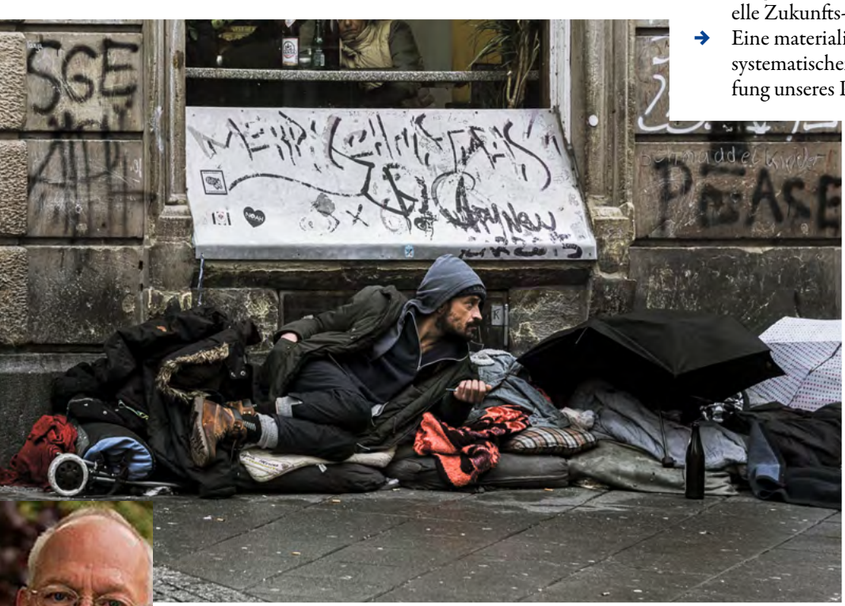


Foto: 7Co, „Homeless“, Frankfurt am Main, Flickr

Bruno Hessel ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

sehen wir das als Problem, denn: Wie kann ich mein Gewissen schärfen, wenn diese Fragen dort nicht diskutiert werden? Die Denkschriften der evangelischen Kirche könnten uns hier ein Vorbild sein.“ (PF, S. 33)

Diese Überlegungen des Bischofs geben mir Zuversicht, dass die alt-katholische Kirche sich mit ihrem christlichen Profil künftig etwas stärker in gesellschaftliche Debatten einmischt und damit auch den vielen suchenden und heimatlosen Menschen in unserer Oberflächen-Gesellschaft eine christliche Orientierung anbietet. Das Reich Gottes verhält sich nicht neutral zu den Welthandelspreisen – hieß es schon in der Denkschrift *Unsere Hoffnung* der *Würzburger Synode* der römisch-katholischen Kirche im Jahre 1975. Zu der fast obszönen (= unanständigen) Spaltung in Arm und Reich in der Bundesrepublik hätte Jesus vermutlich auch heute einige klare Worte zu sagen, schließlich stürzte (!) er die Tische der Händler und Geldwechsler (der damaligen Finanzmakler) um (vgl. Mk 11,15).

Es kann hier keine Gesellschaftsanalyse unserer Gegenwartsgesellschaft erfolgen, aber einige Aspekte sind unübersehbar und von den meisten Menschen alltäglich wahrzunehmen – unabhängig von ihrem politischen Standort. Viele Menschen finden sie sogar bedrohlich. Einige Beispiele:

- Breite Bevölkerungsschichten sind arm – trotz ihrer Arbeit. Auf der anderen Seite gibt es einen geradezu skandalösen Reichtum (s. o.).
- Angemessenes Wohnen ist oft unbezahlbar.
- Große Teile der (jungen) Bevölkerung haben keine kulturelle und materielle Zukunfts- und Aufstiegsperspektive.
- Eine materialistische Wachstumsideologie führt zur systematischen Zerstörung, vielleicht zur Abschaffung unseres Planeten. Die Anzeichen sind für jedermann und jedefrau erkennbar. Trotz besseren Wissens schreitet der Raubbau an Mensch, Tier und Natur, an der Schöpfung Gottes, ungehindert weiter voran.
- Die politische Errungenschaft nach 1945, unsere noch funktionierende Demokratie, wird von weiten Teilen der Bevölkerung nicht mehr wertgeschätzt. Die zweitstärkste Partei bei der Bundestagswahl 2021 war die der Nichtwähler.
- Nicht nur die Aggressivität im Netz, sondern auch die Randale und die Angriffe auf gesellschaftliche „Helferberufe“ (Feuerwehr, Polizei, Sanitäter) haben ein erschreckendes Ausmaß angenommen.

Diese „Unheilsprophetie“ ließe sich noch weiter fortsetzen. Und ich lasse die Frage nach „Krieg und Frieden“, die uns seit einem Jahr vorrangig umtreibt, bewusst außen vor, weil wir noch in einem Stadium der Ratlosigkeit und erster „Gehversuche“ auf dem Weg zu einem möglichen Frieden sind. Aber auch hier ist es erfreulich, dass über diese Frage in *Christen heute* engagiert und fair gestritten wird. Deshalb „beschränke“ ich mich auf die Frage: Wie sollen wir als Christen, wie sollen wir als alt-katholische Kirche mit dieser zerrissenen und gespaltenen Gesellschaft umgehen? Können wir einen spezifischen Beitrag zu einer Humanisierung, zu einer größeren Solidarität in unserer Gesellschaft und zu einem schonenden Umgang mit diesem Planeten leisten? Denn das müsste ja das Ziel sein: eine gerechtere, eine bescheidene (= Wende zum Weniger) und eine nachhaltige Gesellschaft, also die „Bewahrung der Schöpfung“.

Dienstjahr – für die Gesellschaft und sich selbst

Zu der Frage, wie in unserer Gesellschaft wieder mehr Gemeinsamkeit wachsen könnte, wird gerade in der Politik, in den Medien, auf vielen Gesprächsebenen ein Vorschlag diskutiert, der aus meiner Sicht viel Kraft und „Zukunft“ in sich birgt, den erstaunlicherweise 70 Prozent der Bundesbürger befürworten und der verschiedene Namen trägt: gesellschaftliches Dienstjahr, allgemeine Dienstpflicht, soziales Pflichtjahr etc.

So verschieden die Namen sind, so unterschiedlich sind auch die kreativen Vorschläge, wie und von wem ein solcher „Dienst“ geleistet werden sollte: natürlich zunächst von jungen Menschen, aber auch der Gedanke, dass „junge“ Rentner einen sozialen Dienst leisten könnten, hat einiges für sich: Die jetzt zahlenmäßig kleinere junge Generation muss die Rente der jetzigen großen Babyboomer-Generation von Rentnern erwirtschaften, die zudem noch früher in Rente gehen konnte. So gibt es auch den Vorschlag, jeder Staatsbürger, jede Staatsbürgerin solle, dreimal aufs Leben verteilt, jeweils ein halbes Jahr der Gesellschaft dienen.

Über den Modus muss natürlich intensiv nachgedacht, gestritten und dann entschieden werden. Zu der

Foto: © 2023 unwisemonkeys (CC BY-NC 4.0). Aus Umbruch Bildarchiv

Frage des „Wie“ gehört zum Beispiel auch der Vorschlag von Bernhard Schlink (in der *Zeit* vom 3. Februar 2023), das Angebot müsse so attraktiv gemacht werden, dass auf eine staatliche Verpflichtung verzichtet werden könnte.

Zum Programm eines „Gesellschaftsjahres“ gehören Umwelt- und Naturschutz genauso wie die Hilfe in der Altenpflege, der Katastrophenschutz genauso wie eine Unterstützung in Kindergärten, die Lesearbeit mit (geflüchteten) Kindern genauso wie Einkaufen oder Behördengänge für beeinträchtigte Menschen, die Arbeit in Tafel- und Weltläden und die Unterstützung der geflüchteten Menschen beim Ankommen, die nicht nur vorrübergehend zu unserer Gesellschaft gehören werden, und nicht zuletzt ein Wehrdienst, der unsere Gesellschaft vor Angriffen von außen schützt. Es versteht sich von selbst, dass dieser „Dienst“ von allen Bürgerinnen und Bürgern, unabhängig von ihrem Geschlecht, geleistet werden sollte.

So vielfältig und spannend die Einsatzbereiche sind, so gibt es vor allem zwei Gründe für die Sinnhaftigkeit, ja fast die Notwendigkeit eines solchen Dienstes:

1. Unsere Gesellschaft wird schon mittelfristig ohne einen solchen Dienst gar nicht mehr funktionieren. In allen gesellschaftlichen Bereichen ist schon jetzt für alle erkennbar, dass oft eine Grundversorgung gar nicht mehr gewährleistet ist, ob in Krankenhäusern, Schulen, Kindergärten, Behinderteneinrichtungen oder anderen Institutionen. Ergänzende, unterstützende (= dienende) Tätigkeiten sind in fast allen gesellschaftlichen Bereichen not-wendig. Die Betreuung zum Beispiel von Geflüchteten ist schon jetzt für die Kommunen nicht mehr bezahlbar und personell alleine von hauptberuflich Tätigen nicht mehr zu leisten. Ohne „Ehrenamtler“ und freiwillig Engagierte wären die Kommunen schon jetzt an ihre Grenzen gestoßen.
2. Noch wichtiger, aber vielleicht auch schwieriger, ist ein Umdenken in unserer Konsumgesellschaft, das sich auf den Satz reduzieren lässt: Sein ist wichtiger als Haben. Die endlose Anhäufung von Dingen mag kurzfristig befriedigen, aber langfristig muss man dann immer wieder die Dosis bis zur Erschöpfung erhöhen. Oft bleibt trotzdem nur ein Gefühl der Leere.

Gutes tun tut gut. Soziales Engagement wird von allen Menschen, die es „ausprobiert“ haben, als sinnstiftend, nicht selten sogar als beglückend erlebt. Wer deshalb ein solches Pflichtjahr gleich als Einschränkung der oder als Angriff auf die persönliche Freiheit ansieht, weiß nicht, wovon er spricht. Er hat vermutlich noch nie die Erfahrung von Erfüllung durch gegenseitige Begegnung gemacht oder trägt seine ewige Angst des „Zu-kurz-gekommen-Seins“ mit sich. Diesen Menschen fehlt die Erfahrung, dass Glück ein Bumerang ist: Glück und Sinn, zu denen man beiträgt, kommen auf andere Weise zu einem zurück. Ich jedenfalls kenne kaum jemanden aus der Generation der Ersatzdienstleister oder FSJ-ler, die ihren (damaligen) Einsatz bereut hätten. Im Gegenteil: Für viele war es ein lebensprägendes Erlebnis bis hin zur Hilfestellung bei der Berufsfindung.

Das Plädoyer für ein „Gesellschaftsjahr“ im Sinne eines bewussten Dienens ist natürlich gleichzeitig ein Plädoyer für ein radikales Umdenken in unserer „geheimnisleeren“ Oberflächen-Gesellschaft und fällt damit in die Kernkompetenz der Christinnen und Christen: Das Umdenken ist eine zentrale Forderung Jesu, nicht nur theologisch bezogen auf unser Gottesbild, sondern auch gesellschaftspolitisch, bezogen auf unser Leben in einer zerrissenen Gesellschaft, so, wie es zur Zeit Jesu auch war mit der Spaltung zwischen „richtigem“ und „falschem“

Leben, den damals (Einfluss-) Reichen und den vielen armen Randgruppen und Ausgegrenzten.

Die Frage nach dem Zusammenhalt in unserer Gesellschaft und nach der Zukunft dieses Planeten erfordert eine Entscheidung, auf welcher Seite man steht: auf der Seite des „immer mehr, immer schneller, immer größer“ oder auf der Seite von mehr Dankbarkeit, mehr Begegnung, mehr Ruhe und wirklicher Lebendigkeit. Anders formuliert: „Oberfläche“ oder „Tiefe“, „Genug ist nie genug“ und ständiges Anspruchsdenken oder eine bewusste „Wende zum Weniger“?

Auch die Kirchen müssen sich entscheiden, auf welcher Seite sie stehen, welche Werte ihnen wichtig sind und ob sie sich einmischen in eine Gesellschaft, in der der Eigennutz schon befremdliche Blüten treibt und das Gemeinwohl eine Randexistenz fristet. Das bewusste Eintreten für ein allgemeines Dienstjahr, vielleicht auch die Empfehlung eines sozialen Engagements an ältere Bürger, an diese Gesellschaft freiwillig etwas zurückzugeben, würde, wie gesagt, ein radikales Umdenken bedeuten: Gemeinwohl und Gemeinschaft statt immer weiterer Individualisierung und eines ruinösen Konsumismus.

Wir würden wieder spüren, was wir tun können und was unsere Gesellschaft zusammenhält: die gemeinsame Verantwortung für ein menschenfreundliches Leben für möglichst viele und die gerechte Verteilung der Chancen, Möglichkeiten und Ressourcen. Die Gräben in unserer Gesellschaft könnten verringert werden und es entstünde ein neues Gefühl von Gemeinwohl, Zusammenhalt und Lebendigkeit. Sein, Lebendig-Sein, ist erfüllender als Haben und Konsumieren. Mit dem Satz „Frage nicht, was dein Land für dich tun kann, sondern frage dich, was du für dein Land tun kannst,“ charakterisierte John F. Kennedy schon 1961 diese andere Haltung und dieses neue „Denken“.

Klar, das ist eine Utopie. Aber was spricht dagegen, dass auch eine alt-katholische Kirche sich in diesen aktuellen gesellschaftlichen Diskurs einmischt und für ein solches Gesellschaftsjahr wirbt? Klar, man bekommt dann auch mal Gegenwind, bei einigen macht man sich unbeliebt. Na und? Aber man gewinnt auch Profil, wenn man mit diesem Vorschlag für mehr Solidarität und Gemeinsinn in unserer Gesellschaft eintritt. Zunächst bedeutet das aber auch, dass innerhalb der alt-katholischen Kirche selbst darüber nachgedacht und dann – fair und wohlwollend – gestritten wird. Vielleicht beginnt mit diesem wichtigen Thema eine neue Debattenkultur in der alt-katholischen Kirche. Ich würde es mir wünschen. ■

Israel-Palästina

Ein unlösbarer Konflikt?

VON GEORG SPINDLER

Während ich am Schreibtisch sitze, bekomme ich alle paar Minuten Videos, Bilder und ähnliche Nachrichten per *WhatsApp* aus Jerusalem und Bethlehem. Vor einer knappen Woche sind meine Frau Barbara und ich erst aus dem „Heiligen Land“ zurückgekehrt, wo wir eine kleine, aber sehr interessierte Gruppe durch die Heimat Jesu führten.

Wir wohnten in „unserem“ Waisenhaus, der *Crèche* in Bethlehem, und erlebten dort Kinder, die eigentlich gar nicht geboren werden sollten, sind es doch „Kinder der Schande“, die in nicht legalen Beziehungen gezeugt wurden und daher für viele kein Recht zu leben haben. Ihre Mütter befanden sich in einem Konflikt, der nur zu lösen war, indem sie gleich zu Beginn ihrer Schwangerschaft ihre Eltern verließen, um in der Klinik, die mit der *Crèche* zusammenarbeitet, ihre Kinder zur Welt zu bringen, sie dann der *Crèche* zu übergeben und sie nie wieder zu sehen. Ein Leid, das kaum zu ertragen ist, begegnet uns hier, zugleich aber auch die Freude, dass diese Kinder trotz allem leben dürfen. Wer aber in die Augen dieser Kinder schaut, begegnet dem „Kind von Bethlehem“.

Bei einem Treffen mit unserem Freund Mohammed, der mit seiner Familie in einem Flüchtlingslager lebt, erfuhr die Gruppe viel über den Konflikt zwischen der arabisch-palästinensischen Bevölkerung des Westjordanlands, die seit 1967 unter israelischer Okkupation lebt, und der Besatzungsmacht Israel. Seit 1967 gibt es diesen Konflikt; er ist der Lösung seitdem keinen Schritt nähergekommen, ganz im Gegenteil. Immer neue israelische Siedlungen entstehen im besetzten Land und immer mehr wird der Lebensraum der palästinensischen Bevölkerung reduziert.

Nur wenige Tage nach der Rückkehr aus Israel und Palästina wurden wir von Bildern überschwemmt: Ein

junger Mann aus der Nachbarschaft unseres Freundes im Flüchtlingslager Deheishe wird bei einer Razzia von israelischen Soldaten niedergeschossen, Mohammeds Kinder, von den Gewehrschüssen geweckt, bekommen alles mit und fürchten sich fast zu Tode. Vor ein paar Tagen waren wir noch bei ihnen zum *Iftar*, zum Fastenbrechen eingeladen und haben mit ihnen, in ihrem Haus im Flüchtlingslager, gespielt.

Aus Jerusalem erreichen uns, knapp eine Stunde nach dem Überfall, erschreckende Bilder und Videos von der israelischen Erstürmung der Al-Aqsa-Moschee, Bilder mit gefesselt auf den Teppichen der Moschee liegenden Menschen und Betenden, die durch Schläge mit Gewehrkolben aus der Moschee getrieben werden, die ja zu den drei heiligsten Stätten des Islams gehört. Mich bewegt die Ruhe und Furchtlosigkeit der Menschen, die während der Gewaltaktion unbeirrt weiter beten. Es ist nackter Terror, der sich in der Moschee Al-Aqsa austobt, an diesem 5. April früh am Morgen, und auch das, was etwa alle zwei Wochen in Deheishe geschieht, im Flüchtlingslager unserer Freunde.

Keine Lösung ohne bestimmte Voraussetzungen

Seit über 55 Jahren dauert dieser Konflikt nun an, alle Vermittlungsversuche waren ohne Erfolg und sind gescheitert. Während die Verhandlungen liefen, wurde an der Mauer weiter gebaut, wurden weiter neue Siedlungen errichtet und wurde weiter das Land zerstückelt. Wer in Palästina 55 Jahre alt ist, hat nie etwas anderes erlebt als diesen Konflikt, nie etwas anderes gesehen als Besatzung, Krieg und Entrechtung.

Hier ist eine Grenze erreicht. Solange eine illegale Besatzungsmacht nicht bereit ist, Unrecht einzugestehen und zu korrigieren, hilft keinerlei Verhandlungsstrategie. Die Ergebnisse der Verhandlungen in Oslo 1995 haben Palästina nur weitere Probleme eingebracht. Das Land wurde daraufhin noch mehr zerstückelt. Eine solche „Lösung“ war von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Was die Konflikte in Palästina betrifft, ist die Berichterstattung in den meisten unserer Medien mehr als verhalten, zumeist sogar sehr einseitig. Dabei ist die Lage rechtlich völlig klar: Die frühere Westbank Jordaniens ist 1967 von Israel zu Unrecht in Besitz genommen worden; daher sind jeglicher Siedlungsbau, jeder Straßen- und Mauerbau und jeglicher weitere Eingriff in die Rechte der Bevölkerung unrechtmäßig und ein Verstoß gegen internationales Recht, da das Land okkupiert ist. Doch was hilft es den Palästinensern, wenn die westliche Welt dazu schweigt?

Hier wird klar: Bei fortbestehendem Unrecht und andauernder Ungerechtigkeit kann es keine Lösung eines Konfliktes geben. Wenn tatsächlich eine „Konfliktlösung“, so wie damals in Oslo am 4. November 1995, durchgedrückt wird, dann wird die ungute Situation noch mehr verschlechtert. Nie war Palästina von einer Zwei-Staatenlösung weiter entfernt als heute. Das bedeutet: Ohne Ehrlichkeit auf beiden Seiten ist keine Konfliktlösung möglich. So ist es im Großen wie auch im Kleinen. ■

Ökumenisches Friedensgebet 2023

Allmächtiger Gott,
Fürst und Herr des Lebens,
taufe uns mit deinem Frieden.

Wir brauchen Frieden, im Südsudan*
und in so vielen Regionen
unserer Welt.
Gegen unsere Ängste
preisen wir Gottes Macht.
Gegen Selbstgefälligkeit und Hass
preisen wir die Liebe Christi.
Gegen Sinnlosigkeit und Gewalt
preisen wir die
verwandelnde Gegenwart
des Heiligen Geistes.

Wir gedenken unserer Geschwister,
die durch Gewalt
vertrieben wurden,
die in den sumpfigen
und überschwemmten
Niederungen
ihrer Heimat
und in den Flüchtlingssiedlungen
ihrer Nachbarländer
Ruhe und Frieden suchen,
die nicht mehr wissen,
was sie tun sollen,
weil Schmerz und Tränen
ihr tägliches Brot geworden sind.
Gib denen,
die ungerechte Gewalt ausüben,
die Einsicht,
dass ein gutes Leben
ein gemeinsames Leben ist.

Gott, lass uns Frieden stiften
und nicht den Krieg fördern.
Lass uns versöhnen
und nicht beitragen
zu Spaltungen
zwischen Menschen,
Gruppen und Völkern.
Erneuere unsere Herzen und Hände
mit deiner Liebe
und Barmherzigkeit.
Hilf uns, nicht nur über
Frieden zu reden,
sondern mit aller Kraft
für ihn zu arbeiten.

Gott, lass deinen Frieden einkehren
in unsere Familien,
in unsere Kirchen
und in unsere Welt.
Mache uns zu Werkzeugen
deines Friedens,
wo immer wir sind
und was immer wir tun.

Amen. ■

* Hier können Sie weitere Länder oder Konfliktregionen hinzufügen, für die gebetet werden soll.

Das Friedensgebet 2023 ist ein Geschenk des Südsudanesischen Kirchenrats, verfasst von:

- Erzbischof Dr. **Stephen Ameyu Martin Mulla,** Juba (Katholische Kirche),
- Erzbischof Dr. **Justin Badi Arama**, Juba (Episkopalkirche),
- Bischof em. Dr. **Isaiah Majok Dau**, Juba (Pfingstkirche).

Der Südsudanesische Kirchenrat ist ein ökumenisches Gremium, das sich aus sieben Mitgliedskirchen und assoziierten Kirchen zusammensetzt. Er kann auf ein starkes Erbe in den Bereichen Friedensförderung, Versöhnung und Lobbyarbeit verweisen.

Die Geschichte des 2013 gegründeten Südsudanesischen Kirchenrats geht zurück auf den 1965 im damaligen Gesamtsudan von der katholischen, der episkopalen und der presbyterianischen Kirche ins Leben gerufenen Sudanesischen Kirchenrat.

Ökumenisches Friedensgebet 2023 © EMW, Hamburg; missio Aachen und München. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

Hintergrundfoto: PxHere

Fotosession

Oder: Tick-tack

GLOSSE VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Wer bei Tick-tack hier an frischen Atem denkt, sollte mal die Zähne putzen. Mit Tick-tack verweise ich nicht auf die unverwüstliche Mintdrops-Marke, sondern auf den unerbittlichen Lauf der Zeit. Und in Christen heute ist es gute Sitte, der Leserschaft einen Eindruck vom Verfasser, der Verfasserin eines Textes zu geben anhand eines Fotos am Rande.

Fotos sind aber immer so eine Sache. Da saß ich kürzlich für mein biometrisches Passfoto im Bahnhofs-Kabuff und löschte ein Probebild nach dem anderen, um ein besseres zu erzielen, bis ich merkte: Das wird nichts mehr, du siehst tatsächlich so aus! Die Momentaufnahme eines Seelenzustandes kann sehr unvorteilhaft ausfallen, weshalb manche Menschen sich niemals vor eine Linse locken lassen und andere ein Jugendfoto von sich bis ins hohe Alter präsentieren.

Besonders eindrücklich sehe ich das an Zeitungen, die im Archiv ein altes Foto von der Prominenz lagern haben und bei jedem Anlass aus der Schublade holen, dann aber nach 30 bis 50 Jahren einmal wieder Gelegenheit bekommen, die Titelperson abzulichten. Schreck in der Morgenstunde am Frühstückstisch: Das jahrelang abgespeicherte Antlitz wird plötzlich zerstört durch einen aktuellen Schnappschuss in der Tageslektüre, der die Person um Jahrhunderte verfremdet zeigt: tja, eben um Jahrzehnte gealtert.

In Zeiten von Botox, Kollagen und Wäscheklammern hinter den Ohren, die die Gesichtshaut straff halten („Lifting“), sind Mauerblümchen wie ich, die ohne all diese Scherze auskommen wollen, eine armselige Erscheinung. Der Zahn der Zeit nagt allüberall an der Fassade, weshalb die von jovialem Schulterklopfen begleitete Anrede „Na, altes Haus“ neuerdings zusammenfahren lässt. Ja, das Leben geht nicht spurlos an mir vorbei, das unbarmherzige Spieglein an der Wand offenbart nicht die Schönste im ganzen Land, sondern inzwischen magische Runenzeichen auf meiner Außenhülle. Wer ist bloß die verwitterte Schreckschraube, die mir da nach dem Aufstehen in aller Herrgottsfrühe verwegen entgegenlinst?! Morgenstund’ hat nicht immer Gold im Mund, höchstens Zahngold. Da helfen auch keine Tübchen und Wässerchen mehr, die TV-„Else“ von OMNi-BiOTiC ist der beste Beweis.

Ich will ehrlich sein mit Ihnen, liebe Leserschaft: Sie sollen nicht aus allen Wolken fallen, wenn Sie mich einmal in Ihrer Kirchengemeinde oder auf Veranstaltungen zu Gast finden. Daher offenbare ich meinen aktuellen Zustand anhand eines neuen Fotos am Seitenstreifen von *CH* im soliden Vertrauen, dass innere Werte zählen.

Ich möchte daher bitte kein Getuschel am kalten Buffet hinter mir hören: „Ach, sieh mal, das ist die Schwertfegerin?! Die ist aber gealtert, die sieht ja aus wie meiner Großmutter Patentante!“

Ja, ohne Tierversuche für teure Cremes, ohne tierischen Kollagenersatz, ohne chirurgische Eingriffe bekommt man ab und zu noch einen Menschen in natura zu sehen. Dafür habe ich noch original alle Zähne drin, hehe! Großmutters Patentante sicher nicht… ■

Leserbriefe

Leserbrief zur Mai-Ausgabe von *Christen heute*, insbesondere zum Artikel „Theologie und Geschlecht“:

Liebes Redaktionsteam, obwohl ich Autorin bin, ist dies der erste Leserbrief meines Lebens. ;) Doch ich möchte mich unbedingt für den Artikel „Theologie und Geschlecht“ in der Mai-Ausgabe bedanken.

Als Mutter eines queeren Kindes ist mir echte Queerfreundlichkeit – nicht nur zähneknirschende Toleranz – natürlich sehr wichtig. Leider sind manche christlichen Kreise davon ja noch weit entfernt. Umso mehr ging mir das Herz auf, als ich den so klugen, anregenden und respektvollen Text von Prof. Dr. Andreas Krebs lesen durfte. Ganz herzlichen Dank an den Autor!

Ich bin erst seit kurzer Zeit Mitglied der alt-katholischen Kirche. Die Artikel in *Christen heute* bestätigen mir immer wieder, dass meine Entscheidung für diese Kirche richtig war. Deshalb auch an das ganze Redaktionsteam: Danke für Ihre wertvolle Arbeit!

Mit besten Grüßen aus Stuttgart,

Julie Leuze

Terminvorschau

7.-11. Juni	**38. Evangelischer Kirchentag,** Nürnberg
22.-28. Juni	**Internationale Bischofskonferenz,** Wien
23.-25. Juni	**Dekanatstage Südwest,** Burg Altleiningen
23.-25. Juni	**Dekanatstage Ost** Stadtkloster Segen, Berlin
24. Juni	**Weihe von Maria Kubin in den bischöflichen Dienst,** Wien
1. Juli	**Weihe der Diakone** Rolf Blase und Benedikt Löw in den priesterlichen Dienst, Schlosskirche Mannheim
1. Juli	**Dekanatstag des Dekanats Nord,** Bremen
7.-9. Juli	**Dekanatstage des Dekanats Mitte** Hübingen
14.-17. Juli	**Tage der Einkehr:** Grundzüge und Eigenheiten der alt-katholischen Spiritualität, Doetinchem (Niederlande)
21.-23. Juli	**Dekanatswochenende Bayern** Pappenheim
28. August-1. September	**Internationale alt-katholisch/ anglikanische Theologenkonferenz** Neustadt an der Weinstraße
1.-2. September	**Fest zum 150. Bistumsjubiläum,** Bonn
15.-17. September	**Dekanatsbegegnungswochenende NRW** Attendorn
23. September	**Weihe in den diakonischen Dienst,** Köln
28.-30. September	**Gemeinsame Gesamtpastoralkonferenz Hauptamt und Ehrenamt** Neustadt an der Weinstraße
28. September-3. Oktober	**Vollversammlung des Bundes altkatholischer Jugend,** Leipzig
1. Oktober	**Verabschiedung von Pfarrer Gerhard Ruisch in den Ruhestand,** Freiburg
14. Oktober	**Dekanswahl im Dekanat Bayern**
21. Oktober	**Dekanswahl im Dekanat Nord,** Hamburg
22. Oktober	**Dekanatstag NRW** anlässlich des 150jährigen Jubiläums der alt-katholischen Gemeinde St. Martin, Dortmund
2.-5. November	**Jahrestagung des Bundes altkatholischer Frauen,** Ellwangen
4. November	**Landessynode des Dekanats Hessen**
5.-6. Dezember ◂	**Treffen der Dialogkommission zwischen alt-katholischer Kirche und vereinigter evangelisch-lutherischer Kirche**

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◂ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland

Erscheinungsweise
monatlich

Redaktion
E-Mail redaktion@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Termine
E-Mail termine@christen-heute.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Telefon 0 48 42 / 4 09
E-Mail versand@christen-heute.de

Abonnement
Inland 25,– € inkl. Versandkosten
Ausland 32,– €

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Design, Schriftsatz und Bildbearbeitung
John L. Grantham

Fotomaterial
Alle Fotos von **Flickr.com, Pixabay** und **Wikimedia Commons** werden soweit nicht anders gekennzeichnet unter der *Creative Commons License* (CCL) für nichtkommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen
Web www.steinmeier.net
Die Druckerei arbeitet mit Öko-Farben und Öko-Strom aus 100 % Wasserkraft.

ISSN
0930–5718

Nachrichtendienste
epd, KNA

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben
2. Juni, 2. August, 2. September

Nächste Schwerpunkt-Themen
Juli-August
Vernunft, Naturwissenschaft und Glaube
September
Katholisch?
Oktober
Der mütterliche Gott

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

Redaktioneller Hinweis
Christen heute ist ein Forum von Lesenden für Lesende. Die in *Christen heute* veröffentlichten Texte und Artikel sowie die Briefe von Leser:innen geben deshalb nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder der alt-katholischen Kirche wieder.

Bitte wenden Sie sich in allen Fragen zum Abonnement an den Vertrieb, nicht an die Redaktion!

So ist es richtig

Beim Artikel *Dein Reich komme* in der April-Ausgabe auf S. 13 haben wir versehentlich am Rand das Foto von **Francine Schwertfeger** abgedruckt. Die Autorin ist aber wie in der Überschrift angegeben **Jutta Respondek**. Wir bitten den Fehler zu entschuldigen. ■

Namen & Nachrichten

← *fortgesetzt von Seite 2*

Weniger Krankenhausbetten

UM RUND EIN DRITTEL GESUNKEN ist in den vergangenen 30 Jahren die Zahl der Krankenhausbetten in Deutschland. Nach Angaben des *Statistischen Bundesamts* standen 1991 noch in 2.411 Krankenhäusern insgesamt 665.565 Betten zur Verfügung. Bis 2021 ging die Zahl der Krankenhäuser um 524 auf 1.887 Häuser mit insgesamt 483.606 Betten zurück. Auf die Bevölkerungszahl berechnet, sank die Quote von 832 auf 581 Betten pro 100.000 Einwohner.

Verpflichtende Pflegezusatzversicherung vorgeschlagen

ANGESICHTS WEITER STEIGENDER Pflegekosten schlägt eine Expertenkommission die Einführung einer verpflichtenden Pflegezusatzversicherung vor. Ziel sei es, das Risiko steigender Eigenanteile in der stationären Pflege abzudecken und die Pflegeversicherung zu einer zukunftsfesten und bezahlbaren Vollversicherung auszubauen und dabei die Generationengerechtigkeit zu beachten, sagte der Direktor des *Verbands der Privaten Krankenversicherungen*, **Florian Reuther**. Die Experten forderten eine für alle Bürgerinnen und Bürger verpflichtende kapitalgedeckte Zusatzversicherung mit Altersrückstellungen. Die Gebühren für die Versicherung sollen nach Alter gestaffelt werden und zwischen 39 und 52 Euro pro Monat liegen. Mit diesem Tarif ließen sich 90 Prozent der pflegebedingten Kosten absichern.

In 134 Ländern gibt es noch die Prügelstrafe

DIE KINDERHILFSORGANISATION *Save the Children* hat eine weltweite Abschaffung der Prügelstrafe gegen Kinder gefordert. In 134 Ländern der Erde sei die körperliche Züchtigung von Kindern noch nicht verboten. Nur jedes siebte Kind weltweit sei gesetzlich davor geschützt. Die Prügelstrafe sei die häufigste Form der Gewalt gegen Kinder. Sie reiche von Ohrfeigen bis zu massiven Misshandlungen. Jedes Jahr stürben Tausende von Kindern an den Folgen dieser Gewalt, so das Hilfswerk.

Ein neues „Wir schaffen das“

TAGESSCHAU-SPRECHER **Constantin Schreiber** (43) empfiehlt den Bundesbürgern, ihren Nachrichtenkonsum bewusst zu steuern. Angesichts einer nicht enden wollenden Flut negativer Nachrichten sei es zudem wichtig, sich persönliche Glücksgefühle als Gegengewicht zu verschaffen. „Es herrscht mittlerweile eine Negativität in der Gesellschaft, die ich noch vor einigen Jahren nicht für möglich gehalten hätte.“ Aus seiner Sicht sei wichtig, nicht ständig angstgetrieben durchs Leben zu gehen; das führe zu innerer Lähmung. „Ich glaube, dass wir mit einer positiven Grundhaltung viel kreativer auf Probleme reagieren und Alternativen entwickeln können. Auch Klimakleber könnten mit positiveren Ideen eher für Veränderungen begeistern“, so der Journalist. „Wir brauchen ein neues ‚Wir schaffen das‘, kein ‚Wir gehen alle unter‘.“

Kritik an Sterbehilfe für Kinder

DIE *DEUTSCHE STIFTUNG PATIENTENSCHUTZ* warnt vor einer schleichenden Gewöhnung an aktive Sterbehilfe. Vorstand **Eugen Brysch** kritisierte den Beschluss der niederländischen Regierung, nun auch Tötung auf Verlangen für Kinder zwischen einem und zwölf Jahren möglich zu machen. „Die Niederlande zeigen mit diesem Schritt, dass sich eine Gesellschaft mit der organisierten Tötung von Menschen arrangieren kann. Denn die Ausdehnung von Tötung auf Verlangen für alle Altersgruppen wird größtenteils akzeptiert“, sagte Brysch. Deshalb müsse die deutsche Politik in der aktuellen Debatte um die Beihilfe zur Selbsttötung die zwanzigjährige Entwicklung des Nachbarlandes in den Blick nehmen.

Nordsee-Munitionsreste gefährden Leben im Wasser

MUNITIONSRESTE AUS SCHIFFSwracks in der Nordsee bedrohen nach Einschätzung von Forschenden des internationalen Forschungsprojekts *North Sea Wrecks* das Leben im Meer und möglicherweise auch die menschliche Gesundheit. Sie setzten allmählich Giftstoffe frei, die das marine Ökosystem bedrohten und über die Nahrungskette auch den Menschen gefährlich werden könnten. Durch rostende Geschosshülsen werde im Wasser beispielsweise der krebserregende Sprengstoff TNT freigesetzt. Auf dem Meeresboden allein von Nord- und Ostsee liegen nach Schätzungen von Fachleuten mindestens 1000 Wracks und bis zu 1,6 Millionen Tonnen an Munitionsresten der beiden Weltkriege wie Granaten, Torpedos, Minen und Bomben.

„Regionale“ Produkte müssen aus der Region kommen

EIN GROSSER GEFLÜGELZÜCHTER aus Niedersachsen darf nicht in einem Stuttgarter Supermarkt mit dem Slogan „Von regionalen Höfen“ werben, wenn das Fleisch tatsächlich aus Sachsen-Anhalt stammt. Diesen juristischen Erfolg hat die *Verbraucherzentrale Baden-Württemberg* erstritten. „Wer in Stuttgart Fleischprodukte mit dem Slogan ‚Von regionalen Höfen‘ anbietet, bringt damit zum Ausdruck, dass es sich um Ware aus der Region um Stuttgart handele“, urteilten die Richter des Landgerichts. Die Verbraucherzentrale fordert den Gesetzgeber auf, dem „Wildwuchs an Regionalwerbung“ einen Riegel vorzuschieben. Es brauche ein verbindliches und einfach nachvollziehbares Kennzeichnungssystem, um Begriffe wie „regional“, „Heimat“ und „von hier“ in der Werbung klar zu definieren.

Skandal: Anglikanische Eucharistiefeier in der Laterankirche

WIE DAS DOMKAPITEL DER KATHEdralkirche des Papstes mitteilte, feierte ein anglikanischer Bischof zusammen mit 50 Priestern am Hauptaltar der Lateranbasilika in Rom Eucharistie. Nach römisch-katholischem Kirchenrecht können christliche Kirchen, die mit der römisch-katholischen Kirche nicht in voller Gemeinschaft stehen, nicht in katholischen Kirchen Gottesdienste feiern, solange diese katholisch genutzt werden. Umgekehrt können aber katholische Gottesdienste in Kirchen anderer Konfessionen gefeiert werden, sofern eine Notlage gegeben ist und eine entsprechende Genehmigung beider Seiten vorliegt. Der stellvertretende Kapitelsvikar des Domkaptitels nannte ein „Missverständnis“ als Ursache. ■

Ansichtssache

Synodalität will gelebt werden

VON GEORG SPINDLER

Georg Spindler ist ehrenamtlicher Diakon und lebt im Berchtesgadener Land

In den ersten Monaten nach meinem Wechsel in unser Bistum war ich mächtig stolz auf unsere *Synodalität*. Ich gehörte jetzt einer bischöflich-synodalen Kirche an, in der die Menschen nicht nur mitreden, sondern auch mitentscheiden können. Ich hatte es vorher ja lange genug ganz anders erlebt. Darum freute ich mich sehr über diese Errungenschaft meiner neuen kirchlichen Gemeinschaft.

Mit der Zeit wich die Begeisterung aber einer gewissen Ernüchterung. Bei der ersten Gemeindeversammlung, die ich erlebte, konnte ich es kaum glauben: Nur etwa zwanzig Leute blieben nach dem Gottesdienst noch beieinander, um über wichtige Punkte des Gemeindelebens zu beraten, und das bei einer Gemeindegröße von damals etwa 500 Personen. Es war für mich unfassbar.

Ganz zu Beginn meines Dienstes als Übersetzer und Begleiter der österreichischen Bischöfe in Kroatien und Bosnien durfte ich in Zagreb einen ganzen Tag lang in der Sitzung der kroatischen alt-katholischen Synode dolmetschen. Es war nicht nur wegen des ständigen Wechsels von einer Sprache in die andere sehr anstrengend, sondern auch frustrierend, denn es gab damals oft heftige Kämpfe unter den Synodalen. Im Grunde ging es meistens um das Durchsetzen eigener Interessen gegen die Interessen anderer. Ich habe später noch einige Synoden als Dolmetscher begleitet und mich langsam daran gewöhnt. Traurig ging ich oft ins Hotel zurück und nur ein paar Gläser Bier oder Wein konnten mich wieder ein wenig aufhellen.

Ein synodales oder demokratisches System ist kein Selbstläufer. Die erschreckende Tatsache, dass Adolf Hitler durch eine demokratische Wahl an die Macht kam, zeigt das. Es war möglich, weil damals die Mehrheit der Wähler aus manipulierten, schlecht informierten Menschen bestand, die sich ihrer großen Verantwortung nicht bewusst waren. Könnte das heute nicht mehr passieren? Ist es heute so viel anders?

Wir erleben in unserem Bistum ein *bischöflich-synodales System*. Der Bischof wird von Synodalen gewählt, die wiederum, wie die Kirchenvorstände, von der Gemeindeversammlung gewählt wurden. Kommen zur Versammlung aber nur wenige Leute, ist die Versammlung wohl kaum repräsentativ für die Gemeinde, ebenso wenig wie die Gewählten. Dazu muss man oft Personen geradezu überreden, sich für die Synode oder den Kirchenvorstand zur Verfügung zu stellen.

Zusätzlich zu den in regelmäßigem Abstand tagenden Bistums- und Landessynoden leisten wir uns noch eine ständige Synodalvertretung auf Bistums- und Landessynodalräte auf Landesebene. Das klingt großartig und imponierend, bedeutet aber auch einen riesigen Aufwand für eine Kirche von nicht einmal 16000 Mitgliedern in Deutschland, also für eine Gemeinschaft, deren Mitgliederzahl nur der einer römisch-katholischen oder evangelischen Großstadtgemeinde entspricht. Es ist schon eine große Herausforderung, diese Strukturen mit Leben zu füllen, denn sonst sind sie sinnlos. Sie müssen auch tragen, wenn es dann in einer Gemeinde wirklich zu Problemen oder berechtigten Klagen kommt. Da sind die Gemeinden mit ihren Mitgliedern, die Gremien und die Leitungspersonen gleichermaßen gefordert. Das ist zunächst einmal eine Frage der Haltung.

Synodos – dieses griechische Wort bedeutet „gemeinsamer Weg". Wenn ich mit anderen Menschen auf einem gemeinsamen Weg bin, dann behalte ich auch jene im Blick, die nicht so schnell wie die anderen gehen können, denen leicht schwindlig wird und die schnell außer Atem geraten. Da verzichte ich gerne auch einmal auf einen Vorteil und lasse anderen den Vortritt. Was nützt die ganze Synodalität, wenn wir nicht mehr wissen, auf welchem Weg wir überhaupt noch gehen und ob es noch der Weg Jesu Christi ist?

Besser als noch so viele synodale Strukturen und Institutionen zu „haben", wäre es, im kirchlichen Alltag echte Synodalität zu leben, im Gespräch, im Hören aufeinander und im Ernstnehmen des Anderen. Machen wir uns auf den Weg! ■